PH Ludwigsburg
University of Education
Fakultät für Sonderpädagogik Reutlingen

Hochschulbibliothek
Reutlingen

Hall, Cornelia

-

BEDÜRFNISSE UND WÜNSCHE VON MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG IM ALTER – EINE FALLANALYSE

http://opus.bsz-bw.de/hsrt/

© Cornelia Hall, 2011

ERSTE STAATSPRÜFUNG
FÜR DAS LEHRAMT AN SONDERSCHULEN

02. August 2010

AN DER
FAKULTÄT FÜR SONDERPÄDAGOGIK

DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULE LUDWIGSBURG
IN VERBINDUNG MIT DER UNIVERSITÄT TÜNINGEN
MIT SITZ IN REUTLINGEN

WISSENSCHAFTLICHE HAUSARBEIT

HALL, CORNELIA

THEMA:
Bedürfnisse und Wünsche von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter – eine Fallanalyse

THEMA VEREINBART MIT
REFERENTIN: Prof.'in Dr. paed. Ursula Stinkes
KOREFERENT: Prof. Dr. phil. Hans Weiß

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 1

Teil I: Wünsche und Bedürfnisse

1. Zu den Begriffen 3
1.1 Wünsche und Bedürfnisse 3
1.2 geistige Behinderung 5
1.3 Alter 6

2. Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung 7

3. Fallbeispiel Herr R. 9
3.1 kurze Vorstellung meines „Fallbeispiels“ Herr R. 9
3.2 Vorstellungen von Alter, Einstellungen und Erwartungen des Herrn R. 11

4. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter – Bereich Wohnen 13
4.1 Herr R. 13
4.2 Bezug zur Fachliteratur 15

5. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter - Bereich Arbeit 18
5.1. Herr R. 18
5.1.1 Arbeit/Berufsleben 18
5.1.2 Übergang in den Ruhestand/Ausscheiden aus dem Erwerbsleben 20
5.2 Bezug zur Fachliteratur 21
5.2.1 Arbeit/Berufsleben 21
5.2.2 Übergang in den Ruhestand/Ausscheiden aus dem Erwerbsleben 22

6. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter - Bereich Freizeit 24
6.1 Herr R. 24
6.2 Bezug zur Fachliteratur 27

7. Weitere Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter 30
7.1. Herr R. 30
7.1.1 finanzielle Bedürfnisse 30
7.1.2 Partnerschaft/Sexualität 31
7.1.3 soziale Kontakte 31
7.1.4 Ruhebedürfnis 32
7.1.5 Privilegien 33
7.1.6 Mobilität 33
7. 2. Bezug zur Fachliteratur 34
7.2.1 finanzielle Bedürfnisse 34
7.2.2 Partnerschaft/Sexualität 34
7.2.3 soziale Kontakte 35
7.2.4 Ruhebedürfnis 35
7.2.5 Privilegien 36
7.2.6 Mobilität 36
7.2.7 „Tod und Sterben" 36

8. Kurzzusammenfassung 37

Teil II: Biografiearbeit

1. Theorie 38
1.1 Biografiearbeit, Lebensgeschichte, Lebenslauf 38
1.2 Möglichkeiten und Ziele der Biografiearbeit 39
1.3 Vorüberlegungen 42
1.3.1 Gruppen- oder Einzelarbeit 42
1.3.2 Vorbereitungen 43
1.4 Anforderungen an den Moderator 44
1.5 Hinweise zur Durchführung 47
1.6 Methodische Hinweise 48

2. Herr R. 51
2.1 Die Entwicklung des Wunsches – das Erstaunen 51
2.2 Vorüberlegungen 53
2.3 Durchführung Teil I 55
2.4 Zwischenplanung 59
2.5 Durchführung Teil II 60
2.6 Ergebnis, Ausblick und Reflexion 65
2.6.1 Ergebnis und Ausblick 65
2.6.2 Reflexion 65

3. Fazit 68

Direktes Literaturverzeichnis 69
Indirektes Literaturverzeichnis 71
Abbildungsverzeichnis der Bilder 5-11 71
Anhang: Leitfaden für das Gespräch mit Herrn R. 72
Versicherung 74

1. Einleitung

Häufig ist zum Beispiel in Zeitungen zu lesen, dass unsere Gesellschaft immer älter wird. Durch die derzeitigen Lebensumstände und den medizinisch-technischen Fortschritt steigt die Lebenserwartung von Frauen und Männern kontinuierlich an. Diese lag 1855 im Durchschnitt noch zwischen 35 und 40 Jahren, seit damals hat sie sich mehr als verdoppelt (vgl. OPASCHOWSKI 1998, S. 12f; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 67f).

Doch inwieweit trifft diese Entwicklung auch auf Menschen mit geistiger Behinderung zu? Das Thema „Alter und geistige Behinderung“ findet erst in den letzten Jahren Beachtung; in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde in Deutschland mit systematischen Forschungen begonnen. Gründe hierfür waren einmal die geringe Lebenserwartung von Menschen mit Behinderungen im Allgemeinen und die fast vollständige Unsichtbarkeit von (älteren) Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft an sich, wodurch das Thema aus den Köpfen verdrängt wurde. Zusätzlich kommt für Deutschland hinzu, dass durch die Euthanasiemorde des Nationalsozialismus Menschen mit Behinderungen kaum die Chance hatten, ein hohes Alter zu erreichen. Dieses Thema gerät erst seit kurzem in den Blickpunkt, da die Angleichung der Lebenserwartung dieser Menschen an die durchschnittliche Lebenserwartung die Anzahl der älteren Menschen mit Behinderung steigen lässt. (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 13ff). In Zukunft werden hier neue Konzepte benötigt werden, um mit den kommenden Herausforderungen umzugehen.

Ich habe mich mit der Frage beschäftigt, inwieweit die bei meinem Fallbeispiel, Herr R., auftretenden Wünsche und Bedürfnisse in der Fachliteratur wiederzufinden sind und welche Hintergründe jeweils beachtet werden müssen.

Im Teil I möchte ich zunächst mein Begriffsverständnis und Unterschiede im Alter zwischen Menschen mit und ohne geistiger Behinderung aufzeigen sowie Herrn R. kurz vorstellen. Im Folgenden soll im Wechsel auf die von Herrn R. geäußerten Wünsche und Bedürfnisse eingegangen, Verbindungen zu Fachliteratur und Forschung gesucht und diese miteinander verglichen werden. Dabei grenze ich die größeren Themeneinheiten Wohnen, Arbeit und Freizeit voneinander ab.

Anschließend gehe ich im zweiten Teil detailliert auf Herrn R.s größten Wunsch ein, erläutere die in der Fachliteratur Erwähnung findenden gängigen Möglichkeiten, beschreibe den gemeinsamen Prozess und verbinde die Erfahrungen gleichzeitig mit der Fachliteratur.

Bemerken möchte ich an dieser Stelle noch, dass für eine Personenbezeichnung jeweils ein Geschlecht gewählt wurde - das andere ist damit automatisch auch

gemeint- oder ein allgemeiner Begriff verwendet wurde, der sich auch immer auf beide Geschlechter bezieht. Ist im Text von der Bruderhausdiakonie die Rede, so beziehe ich mich auf die Bruderhausdiakonie in Reutlingen.

Teil I: Wünsche und Bedürfnisse

1. Zu den Begriffen

1.1 Wünsche und Bedürfnisse

Die Unterscheidung zwischen Wünschen und Bedürfnissen fällt schwer. LEYHAUSEN (1978, S.35) betrachtet diese Unterscheidung aus der Sicht der Verhaltensforschung. Er stellt Wünsche als „subjektive Seite der Sache" dar; Bedürfnisse als „das Objektivierbare, das der Mensch als Wesen braucht, um ein ihm gemäßes Dasein zu führen" (ebd. S. 35). Ein Wunsch ist somit etwas Untergeordnetes; ein Bedürfnis etwas, das auf einer größeren Kategorie beruht.

KAMPER (1977, S.7, zit. nach GRONEMEYER 2002, S. 69) bezeichnet Bedürfnisse als „Formen des Wunschersatzes", wobei die Wünsche in dieser Form „erlaubt [...]und realisierbar sind" (ebd. 69).

Im Wort *Bedürfnis* ist eine Verbindung zum Verb *dürfen* zu sehen; es bezeichnet also eine Forderung oder eine Ausdrucksweise, die man auch „wollen darf" (GRONEMEYER 2002, S. 69). Wünsche dagegen können weiter gehen, sie müssen nichts mit der Normalität zu tun haben, können unrealistisch und überschwänglich sein.

Aus der Sicht der Psychologie „bezeichnen sie [Bedürfnisse] das Erleben der Notwendigkeit, einen Mangel-Zustand" (THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 40) in einen angemesseneren oder besseren Zustand zu überführen, also „das Streben ihn zu beseitigen" (SCHMÖLDERS 1987, S. 100).

Bedürfnisse werden also als eine Art Oberkategorie für Wünsche verstanden. Der Hintergrund eines Wunsches ist in einem Bedürfnis verankert. Das genaue Erkunden eines Wunsches kann richtungweisend genutzt werden, um herauszufinden, welches Bedürfnis eventuell als mangelhaft empfunden wird. So steht der Wunsch nach einem eigenen Auto zum Beispiel für das Bedürfnis nach höherer Mobilität und gesteigerter Unabhängigkeit. Ich gehe also im Folgenden davon aus, dass bei einen Wunsch, und sei er auch noch so unrealistisch, immer ein „tiefergehendes" Bedürfnis im Hintergrund steht.

Nach SCHMÖLDERS (1987, S. 102) haben Bedürfnisse Gefühlscharakter; „von anderen Gefühlen unterscheiden sie sich dadurch, dass sie Antriebscharakter besitzen“. Dies findet sich auch bei GRONEMEYER (2002, S. 153) wieder: „Bedürfnisse sind Gefühle des Mangels, die den Mensch dazu treiben, seine Beseitigung anzustreben". Bedürfnisse wollen erfüllt werden und sind wichtig für eine gute Lebensqualität. Die Erfüllung von wichtigen Bedürfnissen trägt einen großen Teil zur Lebenszufriedenheit bei.

MASLOW (1977, S.74ff) nennt grundlegende Bedürfnisse, die hierarchisch,

vergleichbar mit einer Pyramide, aufeinander aufbauen. Die Basis bilden hiernach die *physiologischen Bedürfnisse*, wozu zum Beispiel Nahrung, Atmung und Schlaf zählen, welche die mächtigsten sind: Mangelt es einem Individuum an allem, ist die Befriedigung dieser Bedürfnisse seine Hauptmotivation. Die Bedürfnisse einer unteren Stufe müssen zuerst befriedigt sein, damit sich neue Bedürfnisse auf der höheren Stufe entwickeln können. Die nächste Stufe nennt MASLOW (1977, S. 79ff) *die Sicherheitsbedürfnisse* (Geborgenheit, Struktur, Schutz,…), worauf *die Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Liebe* folgen. Die vierte Stufe der Bedürfnisse umfasst *die Bedürfnisse nach Achtung*, zu denen Wertschätzung von Seiten anderer, aber auch Selbstachtung zählt, was zu Selbstvertrauen führt. An der Spitze steht *das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung*, das aber erst dann verwirklicht werden kann, wenn die unteren Bedürfnisse befriedigt sind. Bei Nichtbefriedigung der unteren drei, teilweise vier Stufen, sind ungünstige Folgen zu erwarten.

GRONEMEYER (2002, S. 45) nennt im Vergleich dazu elementare Bedürfnisse, denen alle weiteren zugeordnet werden können:

- das Sicherheitsbedürfnis
- das Zeitbedürfnis
- das Bequemlichkeitsbedürfnis
- das Anerkennungsbedürfnis.

Physiologische Bedürfnisse treten hier nicht auf, das Sicherheitsbedürfnis ist mit MASLOW vergleichbar, das Anerkennungsbedürfnis entspricht dem Maslowschen Bedürfnis nach Achtung. Zeit- und Bequemlichkeitsbedürfnis treten bei MASLOW nicht explizit auf.

BLEEKSMA (1998, S. 18f) unterscheidet hingegen zwischen fundamentalen und individuellen Bedürfnissen, wobei die fundamentalen Bedürfnisse befriedigt sein müssen, damit individuelle Bedürfnisse überhaupt hervortreten. Fundamentale Bedürfnisse sind:

- körperliche und biologische Bedürfnisse (dazu gehören zum Beispiel Nahrung, Kleidung und Hygiene)
- Sicherheit (dazu gehören zum Beispiel Geborgenheit, Liebe, Akzeptanz)
- Geborgenheit (dazu gehören zum Beispiel Respekt und das Gefühl des Dazugehörens)

Im Gegensatz zu GRONEMEYER nimmt BLEEKSMA eine konkretere Einteilung vor. GRONEMEYERS Sicherheits- und Anerkennungsbedürfnisse finden sich hier wieder; die körperlichen Bedürfnisse werden bei GRONEMEYER nicht explizit benannt, sind aber mit den physiologischen Bedürfnissen vergleichbar.

Hinzuzufügen ist noch, dass *Bedürfnis* nicht mit *Bedarf* gleichgesetzt werden darf (vgl. THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 40). Bedarf „bezeichnet das, was Menschen für ihre Lebensbewältigung [...] brauchen" (ebd. S. 40). Das heißt, dass *Bedarf* ein konkreterer, allgemeinerer Wert ist. Individuelle Bedürfnisse können den jeweiligen Bedarf aber verändern. Ein älterer Mensch hat einen bestimmten Flüssigkeitsbedarf, dieser muss aber nicht mit dem individuellen Trinkbedürfnis identisch sein (vgl. ebd. S. 40).

In meinen Ausführungen zu Herrn R. habe ich versucht, die Wünsche (zum Beispiel nach einem eigenen Auto) größeren Kategorien zuzuordnen und diese dann als Bedürfnis bezeichnet (in diesem Fall zum Beispiel das Bedürfnis nach Selbstständigkeit). Die Unterscheidung ist jedoch nicht immer eindeutig; eine Zuordnung nicht immer möglich. Ich möchte mich im Folgenden nicht auf die Maslowschen Bedürfnisse beziehen, da mir diese in Bezug auf Herrn R. zu unkonkret erscheinen – und ich „kleinere Einheiten“ wählen möchte. Ich werde aber zum Schluss noch einmal kurz darauf eingehen. Vernachlässigt wurden im Folgenden die rein körperlichen Bedürfnisse im Allgemeinen, die für das (Über-) Leben an sich erforderlich sind, wie zum Beispiel genügend Nahrung oder ähnliches.

1.2 geistige Behinderung

Es erscheint kaum möglich, eine allgemeingültige Definition für diesen Begriff zu finden, da dieser ein hohes Maß an Komplexität beinhaltet und auch individuell höchst unterschiedliche Komponenten aufweist (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 19f; THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 116f).

Eine geistige Behinderung ist eine Einschränkung im kognitiven oder mentalen Bereich. Diese geht mit negativen Auswirkungen auf den sozialen Bereich einher (vgl. BUCHKA 2003, S. 12f).

Die American Association for Mental Retardation (2001, S. 9ff, zit. nach HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 20) nennt folgende mögliche Definitionsumschreibung:

> *„Geistige Behinderung ist eine Behinderung, die gekennzeichnet ist durch bedeutende Einschränkungen in sowohl dem intellektuellen Funktionieren als auch in konzeptuellen, sozialen und praktischen adaptiven Fertig- und Fähigkeiten. Die Behinderung entsteht vor dem 18. Lebensjahr."*

Ich möchte hier nicht genauer auf die Begriffsdiskussion eingehen, die zum Beispiel bei BUCHKA (2003, S. 12ff) ausführlich thematisiert wird, da dies für den weiteren Verlauf nicht relevant ist. Im Folgenden werde ich den Begriff „geistige Behinderung" verwenden, obwohl mir bewusst ist, dass es *die* geistige Behinderung nicht gibt und immer der individuelle Mensch in den Vordergrund gesetzt werden muss.

1.3 Alter

Es besteht kein Konsens über eine „allgemeingültige Altersdefinition" (OPASCHOWSKI 1998, S. 23) in der Forschung. „Alter" ist ein sehr schwammiger, uneindeutiger Begriff (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 17); *das* Alter gibt es nicht.

Eine Möglichkeit besteht darin, das Leben in bestimmte zeitliche Phasen zu gliedern: Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter, Alter, hohes Alter/Greisenalter, wobei jede Lebensphase nochmals unterteilt werden kann (vgl. THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 22). Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben (zwischen 60 und 65 Jahren) wird hier als Beginn der Lebensphase Alter gesehen. Andererseits ist der Ruhestand mit einer Altersphase nicht mehr direkt in Verbindung zu bringen (vgl. OPASCHOWSKI 1998, S. 22f), da der „Normalfall statistisch gesehen immer seltener wird" (ebd. S. 23). Auch THEUNISSEN (2002, S. 15) führt eine chronologische Abgrenzung für die Lebensphase Alter auf, die er bei 65 Jahren festmacht.

Der Begriff Alter ist „allgemein mit negativen Attributen besetzt" (TOFAHRN 1998, S. 60), weil er unter anderem oft mit einem Rückgang der körperlichen und geistigen Fähigkeiten und damit einer größeren Abhängigkeit und einer Vereinsamung in Verbindung gebracht wird (vgl. ebd. S. 59f). Es gibt jedoch auch Chancen, die mit diesem Lebensabschnitt einhergehen können, wie zum Beispiel mehr Zeit für Familie im Allgemeinen und Enkel im Besonderen (vgl. OPASCHOWSKI 1998, S. 61, 64).

Das „chronologische oder kalendarische Alter", also die Anzahl der Lebensjahre, ist die einzige konkret festmachbare der bei RÜBERG (1991, S. 13, zit. nach HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 18) genannten Kategorien. Zusätzlich wird hier zum Beispiel noch das biologische Alter aufgeführt, das sich allein auf die körperliche Situation bezieht. Dieses kann sich vom chronologischen Alter stark unterscheiden; Gründe hierfür können zum Beispiel in den unterschiedlichen Lebensvoraussetzungen gesehen werden. Ich möchte hier noch die Kategorie des „geschichtlichen Alters" nennen, worunter der Zusammenhang zu zeitgeschichtlichen Vorkommnissen und Begebenheiten verstanden wird und welche für die Aufarbeitung der Lebensgeschichte, also auch für die Biografiearbeit, bedeutend ist (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 18).

Alter wird individuell erlebt; chronologische Angaben genügen nicht. Alter ist immer von subjektiven Ein- und Vorstellungen abhängig (vgl. TOFAHRN 1998, S. 61). Es kann also keine „allgemeinverbindliche Lebensaltersgrenze festgelegt werden" (TROST/ METZLER 1995; S. 19). Alter ist also etwas sehr Individuelles und nicht zu verallgemeinern - Alter ist immer je nach Zielsetzung aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten.

Im weiteren Verlauf werde ich nicht die Bezeichnung *alte* Menschen mit/ohne geistiger

Behinderung, sondern die Bezeichnung *ältere* Menschen mit/ohne geistiger Behinderung verwenden, da diese positiver besetzt ist (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 17).

2. Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung

Im Folgenden möchte ich auf einige mögliche Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne geistiger Behinderung im Alter hinweisen.

ERN (1992, S. 63) spricht von einer chronologischen Grenze für die Lebensphase Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung, wobei er hier 40-45 Jahre als Untergrenze nennt. Er beschreibt aber auch die Möglichkeit, einen dem der älteren Menschen ohne geistige Behinderung entsprechenden Bereich ab ca. dem sechsten Lebensjahrzehnt als Eingrenzung zu benutzen, wobei die chronologischen Grenzen aufgrund großer individueller Unterschiede immer nur unter Vorbehalt akzeptiert werden können (ebd. S. 64f).

Diese Uneinheitlichkeit darüber, ob nun Menschen mit geistiger Behinderung frühzeitiger das Stadium Alter erreichen, ist stark von den Umfeldbedingungen abhängig. Der biologische Prozess des Alterns ist bei ähnlichen Bedingungen im Allgemeinen vergleichbar. Ausnahmen sind hier Personen mit Down-Syndrom, auf die hier jedoch nicht genauer eingegangen werden soll. Trotzdem treten bei Menschen mit geistiger Behinderung im Alter mehr Krankheiten auf. Allerdings können auch Menschen mit geistiger Behinderung ein überdurchschnittlich hohes Lebensalter erreichen (vgl. BUCHKA 2003 S. 39). So weisen Menschen mit geistiger Behinderung im Allgemeinen auch keine vorzeitigen Alterserscheinungen auf, wenn zum Beispiel eine vergleichbare Förderung und medizinische Versorgung gewährleistet war, was jedoch bei den heute älteren Menschen nicht immer der Fall ist. Hintergründe zur Meinung, dass Menschen mit geistiger Behinderung früher altern, sind hierin zu sehen (vgl. BUCHKA 2003, S. 36f). Andererseits unterscheide sich das Stadium Alter stark von dem der Menschen ohne Behinderungen, da Menschen mit geistiger Behinderung meist in Einrichtungen leben und somit anderen Einflüssen und Lebensbedingungen ausgesetzt sind (vgl. ERN 1992, S. 65).

Wie bei Menschen ohne geistige Behinderung gibt es auch bei Menschen mit geistiger Behinderung große individuelle Unterschiede im Alter; die Variabilität ist sogar noch stärker ausgeprägt, weil unterschiedlichste Voraussetzungen vorhanden sind (vgl. BUCHKA 2003, S. 39; THEUNISSEN 2002, S. 17; TROST/ METZLER 1995, S. 27f).

Wenn entsprechende Anregungen und passende Übungsmöglichkeiten fehlen, ist die

Gefahr gegeben, dass entwickelte Fähigkeiten und Fertigkeiten sich schneller zurückentwickeln als bei Menschen ohne geistige Behinderung. Andererseits kann hier auch von einer positiven Sicht ausgegangen werden. Bestimmte Fähigkeiten können auch bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung gesteigert werden. Alter bedeutet hier nicht automatisch einen Rückgang an Fähigkeiten. Auch lebenslanges Lernen ist sehr wohl möglich, wenn bestimmte Rahmenbedingungen gegeben sind (vgl. THEUNISSEN 2002, S. 55f).

Durch den Tod von Familienmitgliedern (zum Beispiel der Eltern) besteht bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung verstärkt die Gefahr der Vereinsamung. Die große Bedeutung, die dem Umgang mit der Familie, vor allem mit den Enkeln, bei Menschen ohne geistige Behinderung zukommt und damit sinnschaffend ist, ist bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung nicht gegeben (vgl. BUCHKA 2003, S. 37; OPASCHOWSKI 1998, S. 61). Vergleichbare soziale Netzwerke, in denen ältere Menschen neue Aufgaben und positive Betätigungsfelder finden, sind bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung in der Regel nicht vorhanden; bei ihnen beschränken sie sich oft auf Werkstatt/Arbeitsplatz und Wohneinrichtung. Fallen die sozialen Kontaktmöglichkeiten des Arbeitsplatzes beim Ausscheiden aus dem Arbeitsleben weg, engt sich das soziale Netzwerk zusätzlich ein. Älteren Menschen mit geistiger Behinderung fällt die Kompensation solcher Verluste deutlich schwerer (vgl. TROST/ METZLER 1995, S. 24).

Auch nach BUCHKA (2003, S. 38) ist die „intellektuelle Fähigkeit der Neukonstruktion" bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung im Allgemeinen nicht so stark ausgeprägt, was sowohl auf das Finden und Eingehen von neuen Beziehungen als auch auf die Gestaltung der Freizeit Einfluss haben kann (vgl. BUCHKA 2003, S. 38ff).

Die sowieso schon ausgeprägtere Abhängigkeit von Menschen mit geistiger Behinderung in verschiedenen Bereichen, zum Beispiel im sozialen Bereich, wird durch natürliche Altersprozesse noch verstärkt. Zusätzlich sind ältere Menschen mit geistiger Behinderung, die in Einrichtungen leben, oft durch Rahmenbedingungen eingeschränkt, wie zum Beispiel das höhere Maß an Fremdbestimmung (vgl. TROST/ METZLER 1995, S. 25ff).

Oft haben Menschen mit geistiger Behinderung keine ausgeprägten Kenntnisse und Vorstellungen über das Alter an sich und können mit der veränderten Situation schlechter umgehen, da sie sich nicht darauf einstellen und vorbereiten können. Menschen mit geistiger Behinderung haben es so auch schwerer „sich geistig mit dem körperlichen Abbau der leiblichen Kräfte und Funktionen auseinander zu setzen" (BUCHKA 2003, S. 37). Dadurch kann es verstärkt zu Unverständnis, verbunden mit zum Beispiel auffälligem Verhalten oder Depressionen kommen.

„Das Vorbereiten auf das Altern und den Lebensabschnitt „Alter" stellt einen maßgeblichen Faktor für das Erleben von Lebenszufriedenheit und Sinnerleben im Alter dar." (KLINGENBERGER 1992, S. 65, zit. nach THEUNISSEN 2002, S. 65). Aufklärung, Wissensvermittlung und Unterstützung sind bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung also von zentraler Bedeutung.

Mir ist bewusst, dass hier ein sehr defizitäres Bild von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter gemalt wird. Natürlich kann nie für alle Menschen mit oder ohne Behinderung gesprochen werden. Trotzdem sehe ich die Nachteile, die ältere Menschen mit geistiger Behinderung haben, als recht tiefgreifend an; eine positive Sicht auf die oben erwähnten Unterschiede fällt mir schwer. In dieser (defizitären) Sichtweise wird deutlicher, dass an der derzeitigen Situation angesetzt und diese verbessert werden muss.

3. Fallbeispiel Herr R.

3.1 kurze Vorstellung meines „Fallbeispiels“ Herr R.

Herr R. wurde 1947 in einem kleinen Ort im Kreis Ludwigsburg geboren und verbrachte die ersten Jahre im Waisenhaus bei einer Pflegemutter, da seine leibliche Mutter mit der Situation eines unehelichen und noch dazu behinderten Kindes überfordert war. Seine leibliche Mutter besuchte ihn dort ab und zu. Seinen leiblichen Vater hat Herr R. nie kennen gelernt.

Da er in der Volksschule die einzelnen Klassen nicht erfolgreich abschließen konnte, besuchte er bis 1960 die Hilfsschule. Anschließend begann er ohne Abschluss als Küchenjunge im Waisenhaus zu arbeiten.

Seit 1972 lebt Herr R. in der Bruderhausdiakonie in unterschiedlichen Wohnformen und an unterschiedlichen Orten. Seit Anfang 2009 wohnt er nun in seinem derzeitigen Zimmer; seinen Teil des Stockwerks teilt er sich mit einem weiteren Mitbewohner, der in etwa in seinem Alter ist.

Ebenfalls seit 1972 arbeitet Herr R. in den Werkstätten der Bruderhausdiakonie; zuerst war er in der Handweberei beschäftigt, dann in der Schneiderei und momentan ist er in der Textilwerkstatt tätig, wo er bis zur Rente noch zwei Jahre zu arbeiten hat.

Herr R. ist ein stattlicher Mann, der seit einer Hüftoperation leicht hinkt und beim Laufen oder anderen körperlichen Aktivitäten Schmerzen hat. Ich lernte ihn als sehr aufgeschlossenen, freundlichen, redegewandten und mitteilungsbedürftigen Mann kennen.

Besonders gerne erzählt Herr R. von Ausflügen und Urlauben, von denen er die meisten auf den (Wochen-)Tag genau an einem Datum und einem Ort festmachen kann und die er im Kopf chronologisch gespeichert hat.

Allgemein hat er ein großes Wissen über Orte und deren Sehenswürdigkeiten und gute geographische Kenntnisse besonders über Baden-Württemberg aber auch darüber hinaus. Herr R. sammelt Fotos, vor allem schwarz-weiß-Fotos, und Postkarten, vor allem von den von ihm besuchten Orten. Diese türmen sich in hohen Stapeln in seinem Zimmer und werden sehr gerne gezeigt. Erstaunlicherweise kann er sich beim Anblick fast jeder Karte an die richtige Benennung des Ortes erinnern und diese korrekt wiedergeben.

Über den Grad der Behinderung ist mir wenig bekannt. Hier habe ich nur die Informationen von meiner Betreuerin der Bruderhausdiakonie, da ich die Akte selber nicht einsehen konnte. 1978 wurde ohne weitere Erklärungen eine Behinderung im Bereich zwischen lern- und geistiger Behinderung diagnostiziert. Herr R. hatte in der Vergangenheit einige psychische Probleme, die stationär und medikamentös behandelt wurden. Diese scheinen in letzter Zeit aber nicht mehr aufzutreten.

Die Zitate von Herrn R. entstanden während vier Nachmittagen, bei denen ich die Gespräche aufgenommen und daraus im Nachhinein einige seiner Zitate entnommen habe. Bei meinen Fragen orientierte ich mich an meinem Leitfaden (siehe Anhang). Dabei wurden die Fragen jedoch zu einem großen Teil nicht in dieser Reihenfolge beantwortet und auch die Formulierung der Fragen wurde an das Gespräch angepasst. Zu sagen bleibt zusätzlich, dass Herr R. stark schwäbisch spricht, ich die Zitate aber ins Hochdeutsche übertragen habe, um eine höhere Verständlichkeit zu erreichen. Zitate von Herrn R. sind im Folgenden kursiv gedruckt. Die Fotos entstanden während der gemeinsamen Arbeit.

3.2 Vorstellungen von Alter, Einstellungen und Erwartungen des Herrn R.

Um eine Vorstellung zu erhalten, was Herr R. selbst mit dem doch abstrakten Begriff Alter verbindet, zeigte ich ihm einige Bilder von älteren Menschen. Es wurde deutlich, dass das Altersbild von Herrn R. stark mit dem beruflichen Ausscheiden und der Rente verknüpft ist.

„Alter Mann, ganz alter Mann, der war schon Rentner",

so erzählt er von einem Bekannten, mit dem er vor einigen Jahren Reisen unternommen hat. Alt, oder sogar ganz alt, verbindet er also tatsächlich mit dem Rentnerdasein.

Gleichzeitig ist sein Altersbild mit visuellen Merkmalen verknüpft. Ein Bild, das das Portrait einer älteren Dame zeigte (Abb. 1), kommentierte er mit den Worten:

„Eine ältere Frau, eine ältere Dame, ja, wegen der Haare und das Gesicht halt auch",

wobei er sich auf fast vollständig weiße Haare und einige Falten bezog.

Abb. 1

Das Bild einer Frau, die zwar nur von hinten zu sehen ist, sich aber mit Gehhilfen fortbewegt (Abb.2), schätzte er mit folgenden Worten ein:

„Die hat Krücken, das ist auch 'ne ältere Person, ja.".

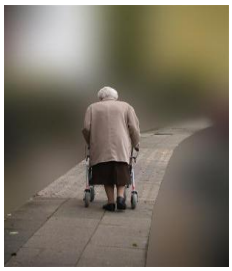


Abb. 2

So verbindet er Alter auch mit Dingen, die schwerer fallen oder die eventuell nicht mehr möglich sind, was sich auch beim Bild eines Mannes im Rollstuhl bestätigte (Abb. 3). Auf die Frage, ob dieser Mann denn alt sei, nickte er und nannte als Begründung:

„Der kann ja nicht mehr laufen, der ist schon alt".

Abb. 3

Auf das Bild, auf dem ein aktives, älteres Paar beim Spazierengehen zu sehen ist (Abb. 4), reagierte er mit folgenden Worten:

„Die sind nicht so alt, so alt sind die nicht, die sehen doch noch gut aus.",

was wiederum visuelle Aspekte, aber vor allem auch defizitäre Aspekte des Alters im Altersbegriff von Herrn R.

Abb. 4

bestätigte. Auf die Frage, ob er sich selbst schon als alten Menschen sehe, antwortete er, dass dies nicht eindeutig festzumachen sei:

„Das schwankt ein bisschen, ist halt ein bisschen schwankend. Bei manchen Sachen fühl´ ich mich alt, bei manchen Sachen bin ich noch jung, da könnt` ich noch mehr machen."

Auf Nachfragen antwortete er, dass er

„halt nicht mehr so gut laufen"

könne und manche Sachen anstrengender seien, als sie es früher waren.

Hier ist seine Vorstellung von Alter eher defizitär, das heißt er sieht vor allem die körperlichen Veränderungen an sich, die er als negativ bewertet. Hinzu kommt, dass er täglich vier Tabletten nehmen muss, was ihn stark stört und was er auch vor allem mit Alter und damit verbundener Krankheit, in Verbindung bringt:

„Das musst' ich früher nicht, das ist halt, wenn man alt wird".

Positiv für ihn ist allerdings die Vorstellung in Rente zu gehen, nicht mehr arbeiten zu müssen und mehr Zeit für eigene Vorstellungen und Wünsche zu haben. Angst und Bedenken macht Herr R. im Hinblick auf die Zukunft nur das Finanzielle, wenn zusätzlich auch noch seine Arbeitsprämie wegfällt. Herr R. hat das Gefühl, sich dann gar nichts mehr leisten zu können und vor allem keine Reisen mehr machen zu können und das, nachdem er

„50 Jahre für die Rente gearbeitet'"

hat. Angst vor dem eigenen Sterben habe er keine; allerdings störe es ihn, dass immer mehr Menschen, die er von früher kennt, sterben.

„Alle, wo ich kenn', sterben und die ich von früher kenn".

Dies rückt ihm sein eigenes Alter ins Bewusstsein:

„Das ist halt, weil net alle so alt werden wie ich.".

Herr R.s Vorstellung von Alter ist also sehr wohl auch mit der Vorstellung von Sterben und Tod verbunden. Ansonsten überwiegen visuelle Aspekte und damit teilweise verbundene (un-) sichtbare körperliche Veränderungen, die er an sich und anderen bemerkt. Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben verbindet er ebenfalls mit Alter.

Ich war erstaunt, dass doch sehr klare Vorstellungen über das Alter bei Herrn R. vorhanden sind und dass er diese auch recht explizit benennen kann. Dies wird in der Fachliteratur oft als mangelhaft (siehe oben) und der Aufklärungsbedarf als groß bezeichnet. Allerdings weiß ich nicht, woher Herr R. diese Informationen hat und inwieweit das von Seiten der Einrichtung angebotene Bildungsangebot für Rentner dazu beigetragen hat.

4. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter – Bereich Wohnen

4.1 Herr R.

Zum Bereich Wohnen hat Herr R. klare Vorstellungen. Auf jeden Fall möchte er weiterhin ein Einzelzimmer, damit er seine Ruhe hat, wenn er dies möchte und sich nicht auf eine weitere Person einstellen muss:

„Will ein Einzelzimmer, tagsüber kann man zusammen sein, aber abends will ich meine Ruhe haben, will aufbleiben oder nicht und was machen."

Hier stehen sicherlich die eigenen Entscheidungen im Vordergrund; dass niemand ihm vorschreibt, was er machen soll und kann. Als Bedürfnis würde ich hier sowohl das Bedürfnis nach Ruhe als auch das nach Eigenständigkeit nennen. Auf das Ruhebedürfnis werde ich gesondert eingehen (Kapitel 8.1.4). Sein Zimmer konnte er mit eigenen Möbeln nach seinen Wünschen einrichten.

Sein größter Wunsch wäre jedoch aus der Bruderhausdiakonie wegzuziehen und alleine in einer kleinen Wohnung zu leben, wobei er selber bemerkt, dass dies ohne Hilfe nicht möglich wäre. Für ihn wäre es jedoch eine gute Möglichkeit, wenn ein ambulanter Dienst regelmäßig zur Unterstützung kommen würde. Zwar will Herr R. alleine wohnen, damit er

„immer allein entscheiden"

kann, gleichzeitig möchte er aber auch

„Sachen gemacht kriegen",

wozu er Putzen und Wäschewaschen zählt. Seiner Meinung nach würde jedoch eine Putzfrau, die einmal in der Woche kommt, vollauf genügen. Die 8 Mitarbeiter der Bruderhausdiakonie (er nennt diese Anzahl mehrmals), die in seinem Wohnbereich arbeiten, erscheinen ihm völlig unnötig und unangebracht. Mit einer Frau zusammen zu leben, ist für Herr R. nicht so wichtig (auf das Thema Partnerschaft/Sexualität wird im Kapitel 7.1.2 genauer eingegangen). Zwar wäre es schön, das Mittagessen gekocht zu kriegen, aber

„das muss nicht sein".

Einen weiteren Grund für den Wunsch alleine zu leben, den Herr R. nennt, ist, dass er nicht mit anderen Behinderten gleichgesetzt werden möchte und sich so von ihnen abgrenzt, da er sich nicht mit ihnen identifizieren kann:

„Ich fühle mich nicht wohl, dass ich im Bruderhaus als Behinderter dasteh', dass ich als Behinderter im Bruderhaus bin, so geistig behindert bin ich nicht."

Hier steht wohl im Vordergrund, dass er als Individuum; nicht als Teil einer Masse gesehen werden möchte. Hinzu kommt, dass es Herr R. (wie bereits oben erwähnt)

wichtig ist, seine Ruhe zu haben und ihm viele der Menschen im Bruderhaus

„auf die Nerven gehen",

was auch daran liegen könnte, dass ihm bewusst ist, dass die anderen eventuell stärkere Behinderungen haben und er sich deshalb wiederum von ihnen distanzieren möchte:

„Manche da drin, die spinnen da 'rum, sind laut und schwätzen was vor sich hin ohne zu überlegen.".

Herr R. fühlt sich dadurch gestört.

Auch möchte er nicht mit vielen alten Menschen zusammenleben, die

„nichts mehr machen wollen".

Ein weiterer Punkt, der ihn stark stört und den er gerne abstellen würde, sind die festen Abendessenszeiten, an die er sich zu halten hat:

„Mir gefällt' das nicht, was da abläuft, das Abendessen da und dann werd' ich gestört, da kommt meine Sendung, grad meine Serie um sechse, das will ich anhören und dann komm' ich runter und dann fressen die da schwer da drinnen, die hauen da rein und es ist nichts mehr da."

Herr R. möchte vor dem Essen weder warten noch Schlangestehen; die

„Massenabfertigung da"

widerstrebt ihm. Viel lieber würde er vollständig selbstständig entscheiden, was er essen möchte. Andererseits wünscht er sich Unterstützung im Hinblick auf seine Ernährung, damit

„Ich den Bauch wegkrieg'".

Hier stellt Herr R. sich ein spezielles Essen mit Salat, aber ohne Gemüse, da er das nicht so gerne isst, vor. Ihm ist die Problematik aber durchaus bewusst:

„Das geht halt nicht, da sind zu viele Menschen".

Auch hier stellt er sich das Alleinwohnen viel besser vor: es kann mehr auf seine individuellen Wünsche und Bedürfnisse eingegangen werden, gleichzeitig hat er mehr Möglichkeiten zur Selbst- und Mitbestimmung. Dieses Bedürfnis nach Selbstbestimmung zieht sich durch fast alle Aussagen von Herrn R.

Ein weiteres Kriterium, das Herrn R. sehr wichtig ist, ist das Finanzielle. Das Bruderhaus ist seiner Meinung nach viel zu teuer; es bleibt viel zu wenig persönliches Geld übrig (auf das Finanzielle wird in Kapitel 7.1.1 genauer eingegangen). Seine Wohnung sollte also auf jeden Fall billig sein, worin sich auch die Begründung, dass eine Putzfrau reiche - im Gegensatz zu acht Mitarbeitern - wiederfindet.

Sehr wichtig wäre Herr R. ein Keller oder ein anderweitiger Stauraum für persönliche Gegenstände. Seine gesammelten Postkarten stapeln sich in seinem Zimmer (Abb.5); er befürchtet, dass er sie bei einem Umzug nicht alle mitnehmen könnte und diese

verloren gingen. Schon einmal seien Kisten mit persönlichem Besitz bei einem Umzug verloren gegangen oder vernichtet worden, da nicht genug Platz vorhanden war, so erzählt er. Er möchte sich nicht von diesen Erinnerungen trennen, hat aber im Moment keine Möglichkeit, sie anderweitig als in seinem Zimmer zu deponieren.

Abb. 5

So ist der Wunsch nach einem Keller durchaus verständlich. Im Hintergrund würde ich hier das Bedürfnis nach Persönlichkeit nennen und das Bedürfnis sein Leben nachvollziehen zu können, worauf sich auch der geäußerte „größte" Wunsch, das Aufschreiben seiner Lebensgeschichte, bezieht, auf den in Teil II ausführlich eingegangen wird.

Im Allgemeinen ist zu sagen, dass Herr R. sich in seiner derzeitigen Wohnsituation nicht richtig wohlfühlt, wobei verschiedene Faktoren eine Rolle spielen, die nach Herr R.s Meinung in einer eigenen Wohnung positiv verändert wären. Einerseits hat er sich mit der Situation halbwegs abgefunden, wobei auch etwas Resignation aus den Worten:

„Glücklich fühl' ich mich nicht. Unzufrieden darf ich nicht sein."

spricht; andererseits spricht er sich auch klar gegen eine Zukunft in der Bruderhausdiakonie aus:

„Ich seh' nicht ein, dass jetzt Schluss ist und dass ich mein Leben dann hier drin sterb'. Das will ich nicht, ich will nicht sterben hier, meine 20 Jahre hier verbringen, nein."

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Herr R.s Wunsch nach einer eigenen Wohnung auf das Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Privatheit hinweist. Er möchte mehr eigene Entscheidungen treffen und als Individuum wahrgenommen werden.

4.2 Bezug zur Fachliteratur

Dass der Bereich „Wohnen" ein wichtiger ist, ist unumstritten (vgl. BUCHKA 2003, S. 218). Sowohl ältere Menschen mit als auch ohne geistige Behinderung verbringen sehr viel Zeit in ihrer Wohnung, wobei es in der Art der Wohnungen große Unterschiede gibt. Menschen ohne Behinderungen leben zu einem großen Teil in Wohnungen; ältere Menschen mit geistiger Behinderung zu einem großen Teil in Einrichtungen und Wohnheimen mit anderen Menschen mit Behinderungen oder bei ihren Familien (vgl. TROST/ METZLER 1995, S. 53).

Wohnen soll vor allem „Heimat, Geborgenheit und Stabilität vermitteln" (BADER 1986,

S. 276). Der Wohnort ist deshalb so wichtig, weil er ein Ort zum Wohlfühlen, für Zerstreuung, für Gemeinschaft, Kommunikation und Selbstdarstellung ist (vgl. BUCHKA 2003, S. 218). Älteren Menschen mit geistigen Behinderungen müsse deshalb die Chance und Möglichkeiten gegeben werden, auch im Alter und nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, in der gewohnten Umgebung bleiben zu können (vgl. BRUCKMÜLLER 1992, S. 72). Auch HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 134) benennen das Bedürfnis nach „Konstanz der Wohnsituation". Auch wenn dies oft zutreffend ist, muss hier der Wunsch des Individuums im Vordergrund stehen. Dies stellt jedoch noch immer ein Problem dar, wie auch HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 136) aufzeigen:

> *„Gegenwärtig ist das Wohnen von Menschen mit geistiger Behinderung noch häufig mit einer mangelnden Respektierung individueller Wünsche und einer erheblichen Beeinträchtigung der Lebensqualität verbunden.".*

BLEEKSMA (1998, S. 119) betont, wie wichtig es sei, immer von dem individuellen Bewohner auszugehen und nicht ohne zu fragen dem Motto „einen alten Baum verpflanzt man nicht" zu folgen. Auch ERN (1992, S.94) schließt sich hieran an, indem er den Willen des Menschen mit Behinderung als „obersten Planungsgrundsatz" für alle Entscheidungen bezeichnet.

Das oben erwähnte Bedürfnis nach „Konstanz der Wohnsituation" fand sich so zum Beispiel bei Herrn R. nicht wieder. Allerdings ist hier hinzuzufügen, dass Herr R. viele alternative Wohnmöglichkeiten bekannt sind und er viele Erfahrungen selbst machen konnte. Er hat so einige Vergleichsmöglichkeiten und möchte vielleicht deshalb wieder etwas Neues kennen lernen, mit dem er positive Attribute verbindet. Ob das wirklich - mit geeigneter Unterstützung - die passende Wohnsituation wäre, kann hier nicht beantwortet werden.

Wie auch bei Herrn R. sind die persönlichen Entscheidungsfreiheiten zur individuellen Lebensgestaltung bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung oft eingeschränkt, da in den Einrichtungen bestimmte Regeln gelten, die einzuhalten sind und die keine individuellen Veränderungen möglich machen oder sie zumindest erschweren. Hierzu zählen zum Beispiel feste Essenszeiten mit festgelegten Essensmöglichkeiten. Zwar sind Bereiche zum selbstständigen Kochen meist gegeben, allerdings fehlen die Betreuungsmöglichkeiten, wenn ohne Hilfe keine Mahlzeit zubereitet werden kann. So wird allgemein oft kritisiert, dass unter den gegebenen (Wohn-) Verhältnissen in Einrichtungen den Bedürfnissen und Interessen oft nicht Rechnung getragen werden kann und so der Grundanspruch auf möglichst hohe Autonomie und Selbstbestimmung nicht eingehalten werden kann. Zum Beispiel ist hier zu erwähnen, dass ältere Menschen mit geistiger Behinderung in Einrichtungen nur selten ihre(n) Mitbewohner

selbst wählen können (vgl. BRUCKMÜLLER 1992, S. 73; ERN 1992, S. 43, 94f, 162f; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 26ff; TROST/ METZLER 1995, S. 24, 31).

SCHWARTE/ OBERSTE-UFER (1997, S. 44) benennen fünf grundlegende Wohnbedürfnisse für ältere Menschen mit geistiger Behinderung:

1. Sicherheit und Schutz
2. Geborgenheit und Distanz
3. Beständigkeit und Vertrautheit
4. Kontakt und Kommunikation
5. Tätigkeit und Selbstdarstellung.

Diese fünf Bedürfnisse scheinen nur bedingt auf Herrn R. zuzutreffen. So wird der ihm wichtigste Bereich des selbstständigen Entscheidens nicht aufgeführt, vor allem die ersten drei Bedürfnisse weisen auf einen eher passiven älteren Menschen mit geistiger Behinderung hin, der Schutz, Geborgenheit und Vertrautheit sucht. Herr R. würde bei diesen drei Kategorien höchstens die der Distanz zuzuordnen sein; Sicherheit und Beständigkeit scheint er nicht zu suchen. Selbstdarstellung wird Herrn R. bei der Einrichtung seines Zimmers gewährt, da er dies mit seinen eigenen Möbeln und nach seinen eigenen Vorstellungen einrichten und dekorieren konnte und in seinem Zimmer nun tatsächlich Lebensspuren deutlich werden (vgl. BUCHKA 2003, S. 218). Allerdings wird dieser Bereich durch das nicht Vorhandensein von genügend Stauraum eingeschränkt.

Zumindest dem ersten Teil des Bereichs Kontakt und Kommunikation scheint bei Herrn R. keine große Bedeutung zuzukommen. Er hat gerne seine Ruhe und distanziert sich von seinen Mitbewohnern. Kommunikation spielt allerdings eine Rolle, da er sehr mitteilungsbedürftig ist, was jedoch nicht auf den Bereich des Wohnens beschränkt ist, sondern sich durch alle Bereiche zieht.

Bei HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 138) wird zusätzlich noch das Bedürfnis genannt „eine ausreichende wirtschaftliche Grundlage zu haben", was auf Herrn R. voll zutrifft und sogar als seine größte Sorge zu benennen ist.

Außerdem wird das Bedürfnis nach Ruhe und Rückzugsraum erwähnt (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 138), welches sich auch bei Herr R. wiederfindet, wenn er die Wichtigkeit eines eigenen Zimmers hervorhebt und gleichzeitig bemerkt, dass er sich durch laute Geräusche (Stimmen oder ähnliches) gestört fühle.

Herr R.s Wunsch nach einem betreuten Wohnen in einer Einzelwohnung wird in der Literatur theoretisch als grundsätzlich erstrebenswert anerkannt, da dies ein hohes an Maß an Selbstständigkeit fordert und fördert. Auch ERN (1992, S. 86) nennt für alternative Wohnformen folgenden theoretischen Grundsatz, der gewährleistet werden sollte: „Wohnen, einschließlich hindernisfreier Anpassungen, und Gewährleistung einer

Unterstützung, die dann ins Haus kommt, wenn sie auch benötigt wird." Allerdings stehen für solche Konzepte momentan keine bereits genug ausdifferenzierten Hilfsangebote, wie zum Beispiel entsprechende ambulante Dienste, zur Verfügung, die gleichzeitig durch die Kostenträger abgesichert würden. Dadurch ist die Möglichkeit, in Einzelwohnungen zu wohnen, oft nicht gegeben (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 150f).

Nach SCHULZE/ HAVEMANN (1998; vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 176f) entscheiden nur 67,6% der älteren Menschen mit geistiger Behinderung selbst, was sie essen, wozu auch Herr R. zu zählen ist. Da er sein Zimmer selbst einrichten konnte, zählt er hier zu den 64,4%, die dies selbst entscheiden können.

Zusammenfassend ist hier zu sagen, dass im Bereich des Wohnens Nachholbedarf in Richtung größerer Selbstbestimmung besteht.

5. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter - Bereich Arbeit

5.1. Herr R.

Herr R. hat noch zwei Arbeitsjahre vor sich. Hier werde ich den Bereich Arbeit/Berufsleben und den Übergang in den Ruhestand - so weit wie möglich - getrennt betrachten. Auf weitere Aspekte des Bereichs Ruhestand werde ich im Bereich Freizeit eingehen.

5.1.1 Arbeit/Berufsleben

Herr R. arbeitet täglich von 8:30 Uhr bis 14:30 Uhr in der Textilfertigung; einer Werkstätte der Bruderhausdiakonie. Manchmal bleibt er auch länger. Zuvor war er in der Schneiderei und der Handweberei tätig.

Auf die Frage, ob er sich an seinem Arbeitsplatz wohlfühle, antwortete er kurz und bündig mit

„ja"

und fügte hinzu, dass die Gruppenleiterinnen sehr nett seien. Auch auf die Frage, ob ihm denn seine Arbeit Spaß mache, antwortet er positiv mit:

„Jetzt schon, aber früher nicht, jetzt arbeite ich gern, das freut mich".

Auf genaueres Nachfragen, was ihn früher gestört habe, kann er keine konkrete Antwort geben:

„Das war halt ok, aber auf Dauer nicht."

Hier stellt sich mir die Frage, ob Herr R. mit der derzeitigen Situation wirklich zufrieden ist, oder ob er sich nur bewusst ist, dass er nicht mehr „auf Dauer" arbeiten muss und diese begrenzte vor ihm liegende Zeit alles etwas positiver erscheinen lässt. Vielleicht wird hier jedoch auch zu viel hineininterpretiert, denn die positiven Aspekte scheinen tatsächlich zu überwiegen.

Wichtig am Arbeitsplatz ist ihm, dass die Arbeit abwechslungsreich und also weder eintönig noch langweilig ist, was er mit den Worten:

„Das ist mir schon wichtig, dass das sind vielerlei Arbeiten, mh, mal das, mal das, mal das."

beschreibt. Auch dies scheint auf seinen derzeitigen Arbeitsplatz zuzutreffen, was die positive Sicht wiederum bestärkt.

Allerdings würde sich Herr R. wünschen, dass die Pausenaufsicht abgeschafft wird. So betont er, dass es dies früher auch nicht gegeben habe und einfach nicht nötig sei:

„So krank bin ich nicht, dass man mich dauernd beobachten muss."

Hier steht, wie schon im Bereich des Wohnens aufgezeigt, im Vordergrund, dass er nicht als Behinderter gesehen werden möchte. Auch ist hier das Bedürfnis nach Eigenständigkeit und Privatsphäre zu sehen; Herr R. möchte nicht dauernd beobachtet werden; einen dauernden Bewacher braucht er nicht.

Gleichzeitig erkennt Herr R. die Autorität der Gruppenleiterinnen nur bedingt an. Zwar betont er, dass sie sehr nett seien (siehe oben), aber als „Chef" erkennt er sie nicht an und mag es nicht so gerne, wenn er sich von ihnen etwas sagen lassen muss:

„Die sind doch keine Chefs.".

Ein weiterer Wunsch bezieht sich auf die Geschlechtermischung. Mit den Worten

„Nur Männer, das wär' schön!"

spricht er sich gegen eine Geschlechtermischung aus und bevorzugt damit eine reine Männerarbeitsgruppe. Er nennt hier als Beispiel eine Wohngruppe, der er angehörte, die nur aus Männern bestand und in der er sich recht wohl fühlte. Hier ist die Erinnerung an etwas Schönes als Grund für diesen Wunsch zu sehen. Ein dahinterstehendes Bedürfnis konnte ich nicht herausarbeiten, da dieser Wunsch auch recht unwichtig wirkte.

Zusätzlich nennt Herr R. den Wunsch nicht ganz so früh aufstehen zu müssen, was mit dem Ruhebedürfnis und dem Bedürfnis nach Privilegien (siehe Kapitel 7.1.5) in Verbindung stehen könnte. Das sei zwar, wie er mehrmals betont, früher noch viel schlimmer gewesen, da er damals jeden Tag noch vor sechs Uhr geweckt wurde; allerdings könnte es auch momentan noch etwas später sein. Hier kommt auch ein gewisses Maß an Bequemlichkeit ins Spiel, was den meisten Menschen bekannt sein dürfte.

Auf die Frage, was und wo er denn am liebsten arbeiten würde und was sein Traumberuf sei, antwortet er sofort und ohne großes Nachdenken mit
„Schiffskoch!".
Dies sei schon immer sein Traumberuf gewesen; dieser sei ohne Schulabschluss aber nicht zu realisieren gewesen, erzählt Herr R:
„Konnt' ich da schon nicht, weil ich an der Sonderschul' war und kein Abschluss."
Unklar bleibt hier, inwieweit Möglichkeiten gegeben gewesen wären sich seinem Traumberuf anzunähern, ob Herr R. jemals nach seinem Wunschberuf gefragt wurde und ob sich mit diesem Thema überhaupt auseinandergesetzt wurde. Die Frage, ob er denn gerne koche, verneint Herr. R. jedoch. Hier stellt sich die Frage, was wirklich hinter seinem Berufswunsch zu sehen ist (vgl. DOOSE 2000, S. 17). Hier ist einmal die Verbindung zu früher erkennbar, als er als Küchenhilfe arbeitete. Vielleicht hat er ansonsten wenig konkrete Vorstellungen von möglichen Berufen. Andererseits kann der Wunsch abzunehmen mit dem Berufswunsch korrelieren. Könnte er gut kochen, hätte er selbst die Möglichkeit, sich ausgewogen und gleichzeitig nach seinen eigenen Wünschen zu ernähren. Die stärkste Begründung für die Nennung des Traumberufs „Schiffskoch" ist meiner Meinung nach jedoch in der Verbindung zum Reisen, Herr R.s liebstem Hobby, zu sehen. Als Schiffskoch hätte er die Möglichkeit, viele verschieden Städte und Länder zu sehen, viel herumzukommen und gleichzeitig wenig zu Hause zu sein. Diese Wünsche treten bei ihm immer wieder auf. Auf das Thema Reisen werde ich im Teil Freizeit (Kaptitel 7) genauer eingehen.
Zusammenfassend ist zu sagen, dass Herr R. mit seiner Arbeit wohl recht zufrieden ist; sie ist nicht langweilig, nicht eintönig. Es ist zu bezweifeln, ob ihm bewusst ist, wie viele seiner Sozialkontakte mit dem Bereich Arbeit verknüpft sind und was ein Wegfallen dieser für ihn bedeuten könnte.

5.1.2 Übergang in den Ruhestand/Ausscheiden aus dem Erwerbsleben

Im Bezug auf den Übergang in den Ruhestand beziehungsweise das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben macht Herr R. keine eindeutige Aussage; seine Wünsche widersprechen sich sogar teilweise.
So antwortet er auf die Frage, was sich verändern soll, mit:
„Das lassen wir so jetzt, sind ja bloß noch zwei Jahre; in zwei Jahr' soll sich was verändern, da bin ich 65, länger will ich nicht."
Hier bestätigt sich einerseits die oben bereits aufgeführte Aussage, dass Herr R. sich im momentanen Beruf recht wohl fühlt, er aber auch die Begrenztheit der verbleibenden Arbeitszeit erkennt. Andererseits äußert er hier auch den Wunsch mit 65

Jahren nicht mehr weiterarbeiten zu müssen.

Auf die Frage, ob er sich denn auch vorstellen könne, erst noch ein bisschen weniger zu arbeiten, zeigt er eine etwas andere Reaktion:

„Ha, des kann ich mir schon auch vorstellen, so halt, wenn ich später anfang' oder so."

Hier zeigt er durchaus, dass auch ein etwas sanfter Übergang von Berufsleben zur Rente für ihn in Frage käme. Konkrete Vorstellungen oder Wünsche nennt Herr R. in diesem Bereich aber nicht. Vielleicht ist ihm auch nicht bekannt, welche Möglichkeiten es überhaupt geben könnte.

Herr R. hat bestimmte Erwartungen an das Rentnerdasein. Die freie Zeit möchte er hauptsächlich mit seinen Hobbys verbringen, auf die im Kapitel 6 genauer eingegangen wird. Inwieweit diese jedoch die zu füllende Zeit „strukturieren" können, bleibt abzuwarten. Zusätzlich nennt er hier die Teilnahme an „Rente - was nun?", einem Bildungsangebot der Bruderhausdiakonie, das im März stattfand und an dem Möglichkeiten zur Tagesstrukturierung aufgezeigt wurden. Herr R. ist sich, meiner Meinung nach, nicht vollständig bewusst, wie viel freie Zeit er tatsächlich haben wird und welche gravierenden Veränderungen auf ihn zukommen werden.

Er betont wiederholt, dass er sich auf die Rente freue:

„Jetzt hab' ich 50 Jahre gearbeitet, da will ich jetzt auch was von haben."

Weitere klar formulierte Wünsche nennt er jedoch nicht.

Festzuhalten bleibt, dass Herr R. keine genaue Vorstellung davon hat, welche Möglichkeiten es zum Ausscheiden aus dem Erwerbsleben tatsächlich für ihn gibt und dass es überhaupt andere Möglichkeiten gäbe, als von einem auf den anderen Tag einfach aufzuhören.

5.2 Bezug zur Fachliteratur

5.2.1 Arbeit/Berufsleben

Für Menschen mit und ohne geistige Behinderung gilt, dass der Bereich Arbeit eine zentrale Position des Lebens und der Lebensgestaltung einnimmt: „Der Einzelne erfährt sich als Teil eines größeren Kollektivs, an dessen Aktivitäten er [...] partizipiert" (THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007; S. 28). Zusätzlich kann mit Arbeit das Bedürfnis nach einer erfüllenden, sinnhaften und zeitstrukturierenden Tätigkeit gestillt werden.

Arbeit kann stark mit dem individuellen Selbstwertgefühl verbunden sein, geht zusätzlich oft mit sozialer Anerkennung einher und ermöglicht soziale Kontakte, was vor allem für Menschen mit Behinderungen von zentraler Bedeutung ist. So wird Arbeit

mit „Selbstverwirklichung durch sinnhaftes Tätigsein mit anderen" (GRAMPP 2000, S. 325) umschrieben. Der von Herr R. geäußerte und als positiv beschriebene Wunsch nach abwechslungsreichen Tätigkeiten findet sich auch in den Anforderungen, die Arbeit zu erfüllen hat, wieder: So wird bei THEUNISSEN (2002, S. 29) „der Verzicht auf monotone, unterfordernde Serientätigkeit" genannt, GRAMPP (2000, S. 326) formuliert als Grundlage für die Gestaltung der Arbeit die Prinzipien der Arbeitserweiterung, der Arbeitsbereicherung und des Arbeitswechsel. Darunter werden verschiedene Tätigkeiten verstanden, die durch neue und zusätzliche Tätigkeiten ergänzt werden.

Mit dem Verlust oder dem Aufgeben der Arbeit geht oft ein Verlust des Selbstverständnisses einher, das stark mit den an Raum, Zeit und Personen gebundenen Identitätsstrukturen verbunden ist (vgl. GRAF 2007, S. 51).

Der Verlust aller oben genannten Faktoren kommt auch auf ältere Menschen mit geistiger Behinderung zu, die vor dem Ausscheiden aus dem Berufsleben stehen. Auf dieses Thema soll jedoch im folgenden Kapitel näher eingegangen werden.

5.2.2 Übergang in den Ruhestand/Ausscheiden aus dem Erwerbsleben

Ein Großteil der älteren Menschen haben nach OPASCHOWSKI (1998, S. 34) „Angst vor Leere, Struktur- und Orientierungsunsicherheit"; eine „bewusste Auseinandersetzung mit den eigenen Befürchtungen" (ebd. 34) wird jedoch nur sehr selten vollzogen. Inwieweit ähnliche Gefühle auch auf ältere Menschen mit geistiger Behinderung zutreffen, ist zwar stark individuumsabhängig, aber nicht auszuschließen. Vielleicht können ähnliche Ängste nur nicht umschrieben und ausgesprochen werden. Vielleicht ist es manchen Menschen auch nicht möglich, eine klare Vorstellung der Zukunft zu entwickeln, da dies eine hohe kognitive Anforderung darstellt.

Trotzdem stellt der Übergang von der Arbeit zum Rentnerdasein sowohl für Menschen mit als auch ohne Behinderungen einen großen Einschnitt in die Normalität und eine große Herausforderung dar (vgl. OPASCHOWSKI 1998, S. 33ff). Nach HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 127) ist diese für Menschen mit geistiger Behinderung sogar besonders ausgeprägt, weil Ihnen zu einem großen Teil, abseits der Arbeit, weniger soziale Netzwerke zur Verfügung stehen. Die sonst Halt gebenden Komponenten wie Freundeskreis und Familie sind bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung oft nicht im gleichen Maße, wie bei älteren Menschen ohne geistige Behinderung, vorhanden.

Die so entstehende Verlustangst der sozialen Kontakte ist nach HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 135) eine der größten Befürchtungen bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung. Auf Herrn R. trifft dies nur bedingt zu, zumindest äußert er keine

entsprechenden Ängste. Allerdings ist hier zu bemerken, dass nicht klar ist, ob Herr R. sich eine konkrete und realistische Vorstellung seines zukünftigen Lebens gemacht hat und ob ihm so überhaupt bewusst ist, dass es zu einer Abnahme der Sozialkontakte kommen könnte.

In der Literatur wird vielfach darauf hingewiesen, dass vor allem eine adäquate Vorbereitung auf das Alter im Allgemeinen und auf den Ruhestand an sich von großer Bedeutung ist (HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 132ff; SKIBA 2003, S. 55f; THEUNISSEN 2002, S. 65f). THEUNISSEN (2002, S. 65) bezeichnet dies sogar als „Schlüsselthema der Erwachsenenbildung". Es geht darin einerseits um eine Auseinandersetzung mit Veränderungen und Entwicklungsprozessen des Alterns; andererseits darum, älteren Menschen mit geistiger Behinderung über den bevorstehenden Wandel/Einschnitt relevante und eindrückliche Informationen zu geben, damit diese eine realistische Vorstellung ihres zukünftigen Lebens aufbauen können. Außerdem müssen Möglichkeiten einer alternativen Freizeitstrukturierung geschaffen, Freizeitaktivitäten aufgezeigt und Kontakte geknüpft werden. ERN (1992, S. 88) schließt sich daran an und betont die Bedeutung einer „Anbahnung eines Verständnisses ihres Lebenszwecks und ihres Platzes im Leben" für ältere Menschen mit geistiger Behinderung.

Dies trifft auch auf Herrn R. zu, das von ihm erwähnte Bildungsangebot „Rente - was nun?" ist eine Möglichkeit, oben erwähnte Informationen zu vermitteln. Hier soll zum Beispiel darüber aufgeklärt werden, welche finanziellen Veränderungen es geben wird, wie der Alltag gestaltet werden kann und welche tagesstrukturierenden Angebote vorhanden sind. Im Allgemeinen ist es wichtig, dass sich die älteren Menschen aktiv mit dem bevorstehenden Ruhestand auseinandersetzen und sich so kognitiv und emotional auf den neuen Lebensabschnitt vorbereiten und einstellen können.

Womit sich Herr R. anscheinend noch nicht näher auseinandergesetzt hat, ist die Frage, wie der Übergang vom Beruf zur nachfolgenden Phase vor sich gehen soll. Es wird betont, dass der Übergang im Idealfall gleitend erfolgen sollte (vgl. BADER 1986, S. 277; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 129). Es sollte kein kalendarisches Alter als Zeitpunkt für ein Ausscheiden aus dem Arbeitsleben festgelegt werden, sondern, wenn möglich, eine „bedürfnisorientierte Weiterbeschäftigung" (REDLICH 1992, S. 113) ermöglicht werden. Dazu muss jedoch auch hier eine umfangreiche Informationsweitergabe zum betroffenen Menschen hin ermöglicht werden. Dieser muss vor allem darüber informiert werden, welche Möglichkeiten gegeben sind, um dann nach seinen Wünschen und den weiteren Gegebenheiten (zum Beispiel den finanziellen Hürden) den individuell richtigen Weg zu finden.

HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 129f) nennen hier folgende Möglichkeiten:

- reduzierte Arbeitszeiten
  Darunter fällt zum Beispiel auch der von Herrn R. als möglich erachtete spätere Arbeitsbeginn. Zusätzlich zählen hierzu unter anderem längere Pausen und mehrere freie Tage in der Woche oder im Monat.
- spezielle Arbeitsgruppen für ältere Menschen
  In diesen Arbeitsgruppen sollen sowohl lebenspraktische Fähigkeiten gestärkt als auch ein Schwerpunkt auf die Vorbereitungen auf den kommenden Lebensabschnitt gelegt werden, um so den „besonderen Bedürfnissen aufgrund des individuellen Alterungsprozesses gerecht werden zu können.“ (ebd. S. 130)
- die dritte genannte Möglichkeit, Bildungsangebote zur Vorbereitung anzubieten, wurde bereits oben erwähnt.

Zusammenfassend bleibt hier zu sagen, dass auch beim Übergang zwischen Arbeit und Rente auf die individuellen Wünsche eingegangen werden muss, um so eine passende Lösung zu finden. Hierzu sind umfangreiche Informationen und Vorbereitungen nötig.

Auf die im Rentenalter noch bedeutsamer werdenden Freizeitbeschäftigungen werde ich im nächsten Kapitel eingehen.

6. Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter - Bereich Freizeit

6.1 Herr R.

Herrn R.s größtes Freizeitinteresse, das sich durch alle Bereiche zieht, gilt dem Reisen. Sein größter Freizeitwunsch ist es, sowohl mehr als auch längere Reisen zu machen und allgemein mehr zu unternehmen. Hier nennt er Sehenswürdigkeiten, wie Burgruinen und Schlösser, betont aber auch, dass er gerne größere Reisen (auch in andere Länder) machen möchte. Er würde gerne wieder mit einer „normalen" Reisegesellschaft Busreisen unternehmen, was er wohl früher des Öfteren machen konnte. Dabei steht natürlich das Reisen im Vordergrund, gleichzeitig aber wiederholt sich damit auch der oben aufgeführte Wunsch, nicht als „Behinderter" dazustehen und sich von den anderen Menschen mit Behinderungen abzugrenzen. Auch würde er gerne öfters über das ganze Wochenende wegfahren und mindestens einmal im Jahr

möchte er zwei Wochen Urlaub

„weiters weg"

machen. Zwar werde auch von der Bruderhausdiakonie aus einiges unternommen, aber das, Herrn R.s Meinung nach, zu kurz und zu wenig, was folgendes Zitat betont:

„Wir unternehmen schon mal was, ja, gehen schon mal mit dem Auto fort, aber halt immer ganz kurz und dann sind die Mitarbeiter, die wollen schnell wieder heim und daheim sein. Und wir gehen schon weg und machen mal 'nen Tag Ausflug oder irgendwas, aber war zu schnell und zu kurz."

So führt er auch auf, dass er gerne mit dem Auto wegfährt, viel lieber als mit öffentlichen Verkehrsmitteln. In Verbindung mit der zu kurzen Zeit, betont er mehrmals, dass er abends erst spät heimkommen, unterwegs irgendwo essen und erst in der Nacht fahren möchte. Hier sind Aussagen zu finden, die auch zum Bereich Wohnen passen: da er sich in der derzeitigen (Wohn-/Lebens-)Situation nicht sehr wohl fühlt, möchte er so weit und oft wie möglich an andere Orte wegfahren und so wenig wie möglich daheim sein. Direkt hieran schließt sich folgendes Zitat an:

„Ein Auto hätt' ich schon gern oder damit wegfahren, wohin fahren, schönen Tag verbringen, schön essen und dann spät heim."

Zusätzlich wird hier der Wunsch nach einem eigenen Auto formuliert, was sowohl dem Bedürfnis nach Mobilität (siehe auch Kapitel 7.1.6), als auch dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Selbstständigkeit zugeordnet werden kann. Mit einem eigenen Auto könnte Herr R. beispielsweise selbst bestimmen, wann, wohin und wie lange er verreisen möchte.

Das Bedürfnis nach mehr Selbstbestimmung äußert sich auch in folgendem Zitat:

„Da wollt' ich noch wohin, was angucken, aber das ging dann nicht."

Obwohl Herr R. beschreibt, dass es sehr wohl Absprachen zwischen Mitarbeitern und den an den Ausflügen, Freizeiten oder ähnlichem teilnehmenden Personen gibt, in denen auch auf die Interessen der Teilnehmer Rücksicht genommen wird, genügt ihm das nicht; die geäußerten Wünsche sollen mehr berücksichtigt werden.

Herrn R. stört es nach eigenen Angaben nicht, alleine zu reisen oder Ausflüge zu unternehmen:

„Das stört mich nicht, da, ich geh' auch gern allein wohin, auf Reisen."

Trotzdem stellt er es sich sehr schön vor, wenn er zum Beispiel einen guten Freund hätte, der ihn auf seinen Reisen begleiten könne.

Starke Befürchtungen im Hinblick auf seine liebste Freizeitbeschäftigung, das Reisen, hat Herr R. in finanzieller Hinsicht. Er hat Angst, das ihm, ohne Arbeitsprämie, noch weniger Geld zum Reisen bleibt. Auf die finanzielle Problematik werde ich im Kapitel 7.1.1 genauer eingehen.

Im Allgemeinen ist in Herrn R.s Aussagen zum Reisen ein großes Bedürfnis danach zu bemerken, neue und altbekannte Orte (erneut) zu besuchen und auch neue Dinge kennenzulernen. Hier ist das Bedürfnis zu entdecken, sich zu erinnern und sein Leben zu reflektieren, dem Bedürfnis nach Identität, was schließlich auch bei seinem „größten Wunsch" (siehe Teil II) deutlich wird.

Dies bestätigt sich auch darin, dass er nicht nur alte, früher schon einmal besuchte Orte - vor allem aus seiner Schulzeit - erneut aufsuchen möchte, sondern auch zu Menschen von früher Kontakte knüpfen und diese Personen besuchen möchte. In diesem Zusammenhang nennt er Kinder, mit denen er im Waisenhaus war oder zum Beispiel eine Familie, bei der er früher einen Urlaub verbrachte und von der er weiß, dass jetzt der Sohn das Ferienhaus vermietet. Hier steht im Vordergrund, sich an verschiedene Ereignisse aus seinem Leben zu erinnern und zu vertiefen, indem er die Erinnerungen auffrischt und mit neuen Erfahrungen verknüpft, was mit dem Bedürfnis nach Identität in Verbindung steht.

Ein weiteres großes Hobby, dem Herr R. in der Zukunft verstärkt nachgehen möchte, sind seine Postkarten und (schwarz-weiß) Fotos. Er besitzt eine riesige Sammlung an Postkarten, die er sich, wenn möglich, von jedem besuchten Ort besorgt. Ihn stört es, dass diese ungeordnet in Stapeln in seinem Zimmer liegen; damit verbunden ist die, bereits im Bereich Wohnen erwähnte Angst, dass er einen Teil zum Beispiel bei einem Umzug wegwerfen müsse. So möchte Herr R. die freie Zeit in der Rente verstärkt dazu nutzen, die Karten zu ordnen, teilweise auszusortieren und gleichzeitig seine Sammlung zu vergrößern.

Außerdem hört Herr R. gerne Volksmusik und will dies auch in Zukunft verstärkt tun. Jeden Abend hört er sich um 18.00 Uhr eine Sendung im Radio an, die er als "bunten Abend" bezeichnet und die ihm sehr gut gefällt:

„Meine Sendung will ich seh'n!".

Gestört möchte er hierbei nicht werden, wobei wiederum das Bedürfnis nach mehr Selbstbestimmung im Vordergrund steht.

In seinem Zimmer hat er ein eigenes Fernsehgerät, das ihm erlaubt, selbst zu entscheiden, was und wie lange er schauen möchte.

„Das kann ich selbst sagen, was ich sehen will.".

In der Zukunft will er aber nicht mehr TV schauen:

„Das bleibt, wie es ist. Nicht mehr, nein, aber so ein bisschen.".

Auf die Frage, was Herr R. sich sonst für seine Freizeit wünscht, erklärt er, dass er keine Lust zum Malen und Basteln habe, da ihm das keinen Spaß mache. Auch Kinobesuche oder Sport reizen ihn wenig:

„Des mag ich alles nicht machen.".

Einmal wöchentlich findet ein Spieleabend statt, an dem Herr R. auch in Zukunft regelmäßig teilnehmen möchte.

Ansonsten möchte er die bestehenden

„Angebote für Rentner"

nutzen, die er aber nicht näher benennen oder erklären kann. Ob er wirklich eine detaillierte Vorstellung hat, ist also zu bezweifeln. Mit „Angebote für Rentner" meint er die tagesstrukturierenden Angebote für Rentner, die vom Sozialdienst der Bruderhausdiakonie angeboten werden. Ältere Menschen treffen sich dort zum Reden, Kaffee trinken und Unternehmungen. Im Vorbereitungskurs wurde darüber gesprochen - vielleicht nennt Herr R. deshalb dieses Angebot, da er dieses als Möglichkeit kennengelernt hat.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass Herr R. sich in seiner Freizeit mehr Reisen und Zeit für Hobbys wünscht, was stark mit dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung in Verbindung steht, das sich durch alle Bereiche zieht. Hinzu kommt das Bedürfnis nach Identität; Herr R. möchte sich auf seine „eigenen Spuren" begeben und „Altes“ neu in Erinnerung rufen. Inwieweit er seine neue (Rentner-) Freizeit tatsächlich füllen und strukturieren kann, bleibt abzuwarten. Er kann nicht richtig einschätzen und beurteilen, wie viel freie Zeit er dann wirklich haben wird, auch wenn er von

„Das sind dann halt schon 20 Jahre frei."

spricht.

6.2 Bezug zur Fachliteratur

Freizeit wird von der täglichen Tätigkeitszeit in Schule oder Beruf abgegrenzt - über seine Freizeit kann jeder Einzelne frei verfügen. Dies heißt jedoch nicht, dass diese freie Zeit „unberührt von gesellschaftlichen Einflüssen und individuellen Lebensbedingungen" (THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 123), wozu zum Beispiel Gelegenheit, finanzielle Mittel und gesellschaftliche Regeln zählen, ist. Trotzdem bietet Freizeit Möglichkeiten, um diese individuell zu gestalten.

Freizeit hat sowohl für Menschen mit als auch ohne Behinderungen das Ziel „Erholung, Entspannung und Vergnügen" (HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 166) zu bieten; sie sollte also in erster Linie mit Regeneration, Freude und Spaß und damit verbunden den eigenen Interessen verknüpft sein.

SCHELBERT/ WINTER (2001, S. 23, zit. nach HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 166f) nennen Grundbedürfnisse für Menschen mit geistiger Behinderung im Allgemeinen, die auch auf ältere Menschen mit geistiger Behinderung zutreffen:

- „Erhaltung der größtmöglichen Selbstständigkeit und Selbstbestimmung"
- Möglichkeiten, eigene Interessen wahrzunehmen
- Möglichkeiten, mitmenschliche Beziehungen leben zu können
- Erhaltung der Privatsphäre und Berücksichtigung des Ruhe- und Rückzugsbedürfnisses
- Möglichkeiten, sinnvolle Tätigkeiten ausüben zu können
- Möglichkeiten, am kulturellen Leben teilhaben zu können
- Möglichkeiten, sich weiterbilden zu können.

In den ersten zwei genannten Punkten findet sich Herr R. genau wieder. Bei ihm ist jedoch nicht nur der Wunsch nach einer Erhaltung sondern sogar nach einer Vergrößerung der Selbstständigkeit und Selbstbestimmung erkennbar, was sich zum Beispiel am Wunsch nach einem eigenen Auto zeigt. Das oben aufgeführte dritte Grundbedürfnis nach mitmenschlichen Beziehungen ist bei Herrn R. nicht so stark ausgeprägt, da er wiederholt betont, dass ihn auch das Alleinsein nicht stört; er es sogar oft als angenehm empfindet. Auf das oben genannte vierte Grundbedürfnis werde ich im Kapitel 7.1.4 gesondert eingehen. Die restlichen Grundbedürfnisse tauchen bei Herrn R. zwar nicht explizit in dieser Form auf, allerdings finden sie sich bei ihm trotzdem wieder: Das Ordnen der Postkarten stellt für Herrn R. eine sinnvolle Tätigkeit dar. Durch das Reisen kann er sowohl am kulturellen und gemeinschaftlichen Leben teilnehmen, als auch seine Kenntnisse über Sehenswürdigkeiten, Orte und ähnliches erweitern.

Viele ältere Menschen mit geistiger Behinderung haben im Ruhestand oft keine Möglichkeit, von sich aus aktiv zu werden und/oder haben nicht gelernt „eigene Interessen zu entwickeln und zu pflegen" (TROST/ METZLER 1995, S. 71), um so ihre freie Zeit mit Tätigkeit und Sinn zu erfüllen. Herr R. ist hier eher dem ersten Teil, nämlich dass er wenig Möglichkeiten zum selbst aktiv werden hat, zuzuordnen. Er hat sehr wohl Interessen entwickelt (Sehenswürdigkeiten, Reisen,...), ihm fehlt jedoch die Unterstützung, diesen im gewünschten Umfang nachgehen zu können. Hier sind zum Beispiel Mobilitätsprobleme zu nennen.

Da viele ältere Menschen nicht gelernt haben, eigene Interessen zu entwickeln, fällt dies dem Aufgabengebiet der Vorbereitungskurse für die Ruhestandphase, auf die im vorherigen Kapitel genauer eingegangen wurde, zu. Das Nachgehen von Interessen in der Freizeit ist oft mit einer Förderung von Begabungen verbunden, da

unterschiedliche Herausforderungen entstehen, die gemeistert werden müssen. So wird sich Herr R., indem er alle seine gesammelten Karten sortiert, genauer mit Orten und Sehenswürdigkeiten in Deutschland und Umgebung beschäftigen müssen, wodurch er sein Wissen stabilisieren oder sogar erweitern kann, was sich wiederum im letzten der oben genannten Grundbedürfnisse wiederfindet.

Herr R. nannte bei Dingen, die er in seiner Freizeit tun wolle, Musik/Radio hören, Freunde besuchen, Essen gehen und vor allem Reisen. Diese Freizeitaktivitäten finden sich auch unter den zehn meistgenannten Freizeitaktivitäten bei SCHULZE & HAVEMANN (1998, zit. nach HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 176f). Dort steht Fernsehen an erster Stelle, was sich ebenfalls als Freizeittätigkeit bei Herrn R. wiederfindet. Da er selbst entscheiden kann, was er im Fernsehen anschaut, gehört er hier zu den 87,5% der bei SCHULZE/ HAVEMANN befragten älteren Menschen mit geistiger Behinderung, die dies ebenfalls bejahen konnten.

Angebote der Erwachsenenbildung als Bestandteil tagesstrukturierender Angebote sind zwar nicht mit Freizeit im engeren Sinne gleichzusetzen, da der Einzelne nicht frei über die dort vorhandene Zeit verfügen kann; trotzdem möchte ich sie im Folgenden zu Möglichkeiten der Freizeitgestaltung für ältere Menschen mit geistiger Behinderung zählen.

Bei der Planung von tagesstrukturierenden Angeboten ist darauf zu achten, dass die Wünsche und Bedürfnisse der beteiligten Personen im Vordergrund stehen, was Herr R. bemängelte. Er sieht Ausflüge insgesamt als sehr positiv und wünscht sich mehr davon. Dabei wird ihm jedoch zu wenig auf seine eigenen Wünsche eingegangen.

HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 173) weisen darauf hin, dass es zurzeit noch sehr wenig Informationen über die Freizeitgestaltung bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung gibt. Oft ist es „unklar, inwieweit altersspezifische Bedürfnisse" (ebd. S. 173) berücksichtigt werden. Eine mögliche Begründung hierfür könnte darin zu sehen sein, dass zum Beispiele Angebote der Erwachsenenbildung nicht altersspezifisch eingegrenzt werden und so in einer altersgemischten Gruppe auf die Wünsche und Bedürfnisse der älteren Menschen nicht mehr gesondert eingegangen wird. Hier besteht Nachholbedarf (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 179). Herr R. führte jedoch auch auf, dass er die „Angebote für Rentner" nutzen wolle. Das sind tagesstrukturierende Angebote der Bruderhausdiakonie, die sich speziell an ältere Menschen wenden.

Durch den Wegfall der den Tag strukturierenden Arbeit steht einem Rentner mehr oder weniger plötzlich ein viel größerer Zeitrahmen für Freizeit zur Verfügung. Diese Umstellung kann zu Unruhe, Unsicherheit und Verwirrtheit führen; Gelegenheit etwas

Sinnvolles zu tun und gleichzeitig einen neuen Tagesrhythmus zu entwickeln, können angebotene Aktivitäten bieten. Wichtig ist hierbei aber, dass die Teilnahme immer auf freiem Willen beruht (vgl. BLEEKSMA 1998, S. 100f).

> *„Durch die aktivierende Betreuung in derartigen Gruppen wird versucht, einen Beitrag zur Tagesstrukturierung zu leisten mit dem Ziel, die Lebensqualität älterer Menschen [...] zu verbessern." (TROST/ METZLER 1995, S. 46).*

Diese Angebote zur Tagesstrukturierung sollen es älteren Menschen mit geistiger Behinderung ermöglichen oder erleichtern, sich auf ihren neuen Lebensabschnitt einzulassen und ein zufriedenstellendes und erfülltes Leben zu führen (vgl. THEUNISSEN 2002, S. 92f).

7. Weitere Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter

Bei den durchgeführten Interviews konnten einige Aussagen nicht eindeutig einer der oben genannten Kategorien Wohnen, Arbeit und Freizeit zugeordnet werden. Hier sollen einige weitere Punkte aufgeführt werden. Andere Äußerungen ziehen sich durch alle Themengebiete hindurch. Diese sollen erneut aufgegriffen werden.

Die in der Literatur immer wieder aufzufindenden Themenbereiche, die mit Demenz und pflegerischen Aspekten in Verbindung stehen (vgl. z.B. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 75ff; 93ff) werden im Folgenden nicht berücksichtigt, da sie für Herrn R. nicht relevant sind

7.1. Herr R.

7.1.1 finanzielle Bedürfnisse

Finanzielle Wünsche und Bedürfnisse, die sich Herr R. aufgrund seiner finanziellen Situation nicht leisten kann und damit verbundene Ängste und Sorgen ziehen sich durch alle Bereiche. Beim Wohnen ist ihm seine derzeitige Wohnung viel zu teuer:

„Das bin ich nicht wert, das sind doch keine 3000 Euro wert.".

Unklar bleibt, woher er diese Zahl, die mehrmals auftaucht, hat und auf was sich diese bezieht. Sein Taschengeld reicht ihm aber vor allem nicht, um mehr Reisen und Ausflüge (zum Beispiel Busreisen) unternehmen zu können:

„Also, so soll ich jetzt noch leben, nö, und dann nicht mehr fort, kann nicht mehr fort, mit dem Geld, was ich da krieg.".

Hieraus spricht auch, dass er sich im Gegenzug für seine langjährige Arbeit mehr und

bessere (finanzielle) Unterstützung wünscht:

„Ich krieg' das Geld nicht mehr für die Reisen, was ich da krieg für die ganzen 50 Jahr arbeiten.".

Ansonsten gibt Herr R. sein Geld hauptsächlich für Nahrungsmittel, vor allem Obst, Schokolade und Getränke aus:

„Und für mehr ist auch nichts mehr dann da."

Wie schon im Bereich Wohnen aufgeführt, zeigt sich hier Herrn. R.s Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation. Mehr finanzielle Unterstützung erscheint ihm als der Lösungsweg für viele Probleme. Geäußerte finanzielle Wünsche sind somit eher als ein Mittel zum Zweck, als ein eigenständiges Bedürfnis zu sehen. Das ist auch daran zu erkennen, dass keine weiteren Wünsche, zum Beispiel nach teuren Gegenständen genannt werden, die durch eine bessere finanzielle Lage erfüllbar wären.

7.1.2 Partnerschaft/Sexualität

Mit einer Frau in fester Partnerschaft zusammen zu sein oder zu wohnen, spielt für Herrn R. keine große Rolle, obwohl es schön wäre, jemanden zu haben, der

„das Essen macht",

doch will Herr R. trotzdem lieber alleine wohnen. Zu Ausflügen würde er lieber einen Freund mitnehmen.

Herr R. hatte in der Vergangenheit eine Freundin, S., die er ab und zu besuchte. Jetzt sei er aber schon lange

„nicht mehr drüben gewesen.".

Der Wunsch nach körperlicher Intimität ist jedoch da:

„Verkehr würd' ich gerne wieder machen, das geht halt nicht, weil die Arznei... das geht nicht mehr."

Hier ist ein weiterer Grund für die Abneigung gegen seine Medikamente zu finden.

Das Bedürfnis nach einer befriedigenden Sexualität ist also vorhanden.

7.1.3 soziale Kontakte

Der Wunsch nach mehr sozialen Kontakten taucht bei Herrn R. nur sehr selten auf. Hier wird nur das Wiedertreffen von altbekannten Personen aus der Vergangenheit erwähnt, was immer im Zusammenhang zu seinen Reisen steht. In diesem Zusammenhang nennt er die bereits oben erwähnten Kinder aus dem Waisenhaus seiner frühen Kindheit oder die Menschen, die er in einem Urlaub kennenlernte. Unter Menschen möchte er schon sein, was der Wunsch nach „Busreisen" zeigt. Dabei ist zu bemerken, dass er Busreisen mit Menschen ohne Behinderung machen will - soziale

Kontakte in dieser Richtung möchte er also schon haben. Wiederum zeigt sich hier, dass sich Herr R. von den anderen Menschen mit Behinderung eher abgrenzen will.
Ansonsten scheint Herr R. nicht nach weiteren Kontakten oder Freundschaften zu suchen oder sich diese zu wünschen, obwohl er ein doch sehr großes Mitteilungsbedürfnis hat. Vielleicht ist der Mangel an Freunden, außerhalb der Einrichtung, aber auch als Grund für seine Mitteilsamkeit zu sehen. Möglich wäre auch, dass ihm nicht bewusst ist, dass ihm viele seiner sozialen Kontakte durch das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben abhanden kommen werden. Da er mit seiner derzeitigen Situation, im Bezug auf soziale Kontakte, zufrieden ist, taucht dieser Wunsch möglicherweise deshalb nicht auf.
Seinen Mitbewohner, H., gehe er manchmal besuchen:
„Der ist ok.",
wenn ihm langweilig sei, allerdings fügt er im nächsten Satz hinzu:
„Langweilig ist es mir nicht, ich weiß immer, was ich tun soll.".
Dass Herr R. die Möglichkeit hat, wenn ihm dann doch einmal langweilig ist, zu seinem Mitbewohner zu gehen, ist positiv zu sehen. So hat er, wenn er Gesprächsbedarf hat, jemanden, an den er sich wenden kann. Ansonsten wird H., der in etwa in Herr R.s Alter ist, nicht weiter erwähnt.
Herr R. bemerkt sehr wohl, dass manche Menschen, die er von früher kannte in einem Alter sind, in dem Sterben eine Rolle spielt. Vielleicht ist hier die Angst vor neuen Verlusten auch ein Grund dafür, dass Herr R. vor neuen Beziehungen zurückschreckt oder sie zumindest als nicht wichtig darstellt. Den korrekten Grund hierfür zu finden, spielt für das individuelle Gestalten der Zukunft eine Rolle, um darauf eingehen zu können, ob man Herrn. R. bestärken und unterstützen sollte, neue Beziehungen aufzubauen, ob er das Bedürfnis hat, über „Tod und Sterben" zu sprechen oder ob soziale Kontakte für ihn tatsächlich von nebensächlicher Bedeutung sind.

7.1.4 Ruhebedürfnis

Das Bedürfnis nach Ruhe wird von Herrn R. öfters erwähnt; so wird zum Beispiel die Aussage, dass er auf jeden Fall ein Einzelzimmer haben möchte, unter anderem damit begründet. Auch beim Essen störe ihn der laute Geräuschpegel.
Außerdem weist Herr R. darauf hin, dass er es nicht mag, wenn es hektisch ist und er sich beeilen muss:
„Wenns so pressiert zum was machen, das passt mir nicht.".
Er spricht sich also hier sehr deutlich für Ruhe und Gemütlichkeit, und gegen Stress und Hektik aus. Ein Bedürfnis nach Ruhe ist also vorhanden.

7.1.5 Privilegien

Herr R. ist sich bewusst, dass er einige Arbeiten nicht machen möchte, wobei er sein Alter als Begründung aufführt. So gibt es in der Bruderhausdiakonie den Dienst des Sprudelholens. Dazu äußert sich Herr R. folgendermaßen:

„Das seh' ich auch nicht ein, bin 63 und die jungen Leut' machen nichts. Die hauen ab, das seh' ich nicht ein, dass ich das mach'!".

Von den Mitarbeitern wird dies in diesem Fall akzeptiert, wahrscheinlich auch wegen seiner Gehbeschwerden. Sein Geschirr müsse er aber selbst aufräumen, was Herr R. nicht gut findet. Hier nennt er einerseits wieder die Begründung:

„Ich bin ja auch nicht mehr jung und das Laufen und so.",

was auf den Wunsch nach Privilegien hinweist; andererseits kommt auch hier der finanzielle Aspekt ins Spiel:

„Das sollen die Mitarbeiter machen, für die 3000 Euro sollen die das ruhig machen.".

Herr R. ist sich durchaus bewusst, ein älterer Mann zu sein. Dem daraus entstehenden Wunsch nach einer Sonderbehandlung wird jedoch nur manchmal entsprochen. Hier habe ich absichtlich den Begriff „Wunsch" gewählt, da ich diese Privilegien zu einem großen Teil dem Bedürfnis nach Ruhe/Gemütlichkeit zuordnen würde, wobei auch sicherlich ein gewisses Maß an Bequemlichkeit eine Rolle spielt.

7.1.6 Mobilität

Herr R. hätte gerne ein eigenes Auto, um an weiter entfernte Orte gelangen zu können. Hier stehen die Bedürfnisse nach Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, welche alle auch mit Mobilität zusammenhängen, im Vordergrund. Könnte er ein eigenes Auto fahren, wäre er nicht mehr von Abfahrts- und Urlaubszeiten abhängig.

Öffentliche Verkehrsmittel nutzt Herr R. nur beschränkt. Manchmal fährt er alleine mit dem Bus in die Innenstadt, was aber in letzter Zeit seltener geworden ist. Hierfür sind wohl zu einem großen Teil gesundheitliche Gründe zu sehen, da ihm Gehen und Stehen Schmerzen bereiten. Damit ist auch eine weitere Begründung für den Wunsch nach einem eigenen Auto zu sehen: Schmerzen können durch direktes Ein- und Aussteigen an Abfahrts- und Zielort und dauerhaftes Sitzen verringert werden. Aber auch Bequemlichkeit spielt hier wohl ebenfalls eine Rolle.

7. 2. Bezug zur Fachliteratur

7.2.1 finanzielle Bedürfnisse

Auch bei älteren Menschen ohne geistige Behinderung wird genannt, dass es im Alter zu einer „finanziellen Engpaßversorgung, die entscheidenden Einfluss auf die individuelle Lebensqualität und den altersspezifischen Lebensstil nehmen wird." (TOFAHRN 1998, S. 120) kommen kann, wenn das gewohnte Einkommen wegfällt und durch niedrigere Rente ersetzt wird.

Menschen mit geistiger Behinderung bekommen oft nicht im gleichen Maß einen Lohn für ihre geleistete Arbeit ausgezahlt - bei Herrn R. wird der Lohn sofort mit dem fürs Wohnen benötigte Geld verrechnet, Er selbst bekommt ein Taschengeld. In den Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) - auch Herr R. ist in einer beschäftigt - setzt sich das Arbeitsgeld aus Grundbetrag und Steigerungsbetrag zusammen; letzterer ist von der jeweiligen tatsächlichen Arbeitsleistung abhängig. Nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben wird dieses durch eine Rente ersetzt. Im Rentenalter fällt zusätzlich die auch von Herr R. öfters genannte „Arbeitsprämie" weg (vgl. CRAMER 2006, S. 102ff). So nennt auch WILKE (1983, S. 242, zit. nach BUCHKA 2003, S. 126) bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung die Angst „ob das Taschengeld reichen wird, wenn die Prämie der WFB wegfällt". Dies trifft auch auf Herrn R. zu.

Das von HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 138) aufgeführte Grundbedürfnis „eine ausreichende wirtschaftliche Grundlage im Alter zu haben" bestätigt sich also auch bei Herrn R. in vollem Maße.

7.2.2 Partnerschaft/Sexualität

Die Anerkennung sexueller Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen im Allgemeinen wird heute in der Pädagogik nicht mehr in Frage gestellt (vgl. THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 309), in der Gesellschaft allerdings oft tabuisiert oder abgelehnt (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 159f). Auch SENCKEL (1994, S. 108ff, zit. nach BUCHKA 2003, S. 30) nennt sowohl für erwachsene Menschen mit als auch ohne geistige Behinderung unter anderem den Wunsch nach „Freundschaft, Liebe und Partnerschaft".

Bei Herrn R. sind diese Wünsche wiederzufinden. Für ihn steht allerdings die rein körperliche Liebe, also die Befriedigung sexueller Bedürfnisse, im Vordergrund.

Bei BUCHKA (2003, S. 126) zählt Sexualität sogar zu den elementaren Bedürfnissen älterer Menschen mit geistiger Behinderung.

7.2.3 soziale Kontakte

BLEEKSMA (1998, S. 37f) betont die große und wachsende Bedeutung von sozialen Kontakten und Beziehungen mit steigendem Alter. Auch BADER (1986, S. 277) ist der Meinung, dass die Pflege von alten und das Aufbauen von neuen sozialen Beziehungen und Kontakten sehr wichtig für ältere Menschen mit geistiger Behinderung ist, um eine Isolierung zu vermeiden und eventuell gemeinsame Freizeitaktivitäten oder ähnliches zu entdecken.

Die Gefahr, dass soziale Kontakte im Alter schwinden, lässt sich einmal auf das Ausscheiden aus dem Berufsleben und dem folgenden Kontaktwegfall und andererseits auf einen Verlust der Beziehungen durch Alter und Tod zurückführen, was auch bei Herrn R. bemerkbar ist.

HAVEMANN/ STÖPPLER (2010, S. 160) weisen auf das oftmals „gute Verhältnis der Mitbewohner untereinander" in Wohneinrichtungen hin, wozu auch Herr R. in Bezug auf H. gezählt werden kann. Gleichzeitig trifft aber auch die Aussage, dass „diese Beziehungen im Allgemeinen nicht als Freundschaft bezeichnet" (ebd. S. 160) werden, auf Herrn R. zu.

Obwohl das Bedürfnis nach Freundschaft und anderen sozialen Kontakten bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung in der Literatur sehr oft zu finden ist und laut Literatur anzustreben wäre (vgl. BUCHKA 2003, S. 29, 304; ERN 1992, S. 85; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 135, 154ff;), ist hier das Akzeptieren individueller Wünsche und Bedürfnisse zentral.

7.2.4 Ruhebedürfnis

Das Bedürfnis nach Ruhe und Beschaulichkeit steigt im Alter sowohl bei Menschen mit als auch ohne geistige Behinderung an (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 138); auch BLEEKSMA (1998, S. 74f) nennt ausreichend Ruhe und genügend viele und lange Pausen als Komponenten bei der Planung von Aktivitäten von und mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung. Die Autorin betont zusätzlich, dass ältere Menschen für bestimmte Aktivitäten längere Zeitspannen benötigen, was sie auf veränderte körperliche Fähigkeiten zurückführt. Dieses Bedürfnis nach Ruhe und genügend Zeit für Tätigkeiten findet sich auch bei Herrn R. wieder.

Auch SCHELBERT/ WINTER (2001, S. 23; zit. nach HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 166) zählen die „Berücksichtigung des Ruhe- und Rückzugsbedürfnisses" zu den grundsätzlichen Bedürfnissen älterer Menschen mit geistiger Behinderung hinzu.

7.2.5 Privilegien

ERN (1992, S. 33ff) nennt hier Grundsätze, die für die Arbeit mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung gelten sollen und deren Befolgung die von Herrn R. genannten Privilegien hervorbringen können. Dass ein 63jähriger Mann mit Gehproblemen keine Sprudelkisten tragen muss, kann mit einem Verhalten „in einer dem Alter angemessenen Weise" und der „Akzeptanz gegenüber Entwicklungsbehinderungen und Alternsprozesse" (ebd. S. 34) begründet werden. Hinter diesem Wunsch Herrn R.s steht insofern auch das Bedürfnis als individuelle Persönlichkeit wahrgenommen zu werden, was mit Wertschätzung verbunden ist.

7.2.6 Mobilität

„Mobilität ist [...] Mittel und Weg zur Förderung individueller Lebensgestaltung und Autonomie" (THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S. 226). Somit steht Mobilität in einem engen Zusammenhang mit den Bedürfnissen nach möglichst großer Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, da Mobilität eine „Verknüpfung der unterschiedlichen Lebensbereiche [...] ermöglicht" (HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 200) und den individuellen räumlichen Lebensraum erweitert.
Hier ist auch Herr R.s Wunsch nach einem eigenen Auto einzuordnen.

7.2.7 „Tod und Sterben"

Ein Bedürfnis, das bei Herrn R. nicht explizit auftauchte, in der Fachliteratur aber oft erwähnt wird, ist das Bedürfnis zum Thema „Tod und Sterben" Gefühle entfalten zu können (vgl. BADER 1986, S. 278; ERN 1992, S. 54). Hierzu sind wohl Gefühle in Bezug auf den eigenen Tod als auch das Verarbeiten von anderen Todesfällen, zum Beispiel der Eltern, gemeint. Es geht darum, Einsichten zum Beispiel zum Begriff des Sterbens zu vermitteln, Kommunikationsmöglichkeiten anzubieten und Möglichkeiten des Trostes aufzuzeigen (vgl. HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 215). Informationsvermittlung, Aufklärung und Begleitung sind hier als zentrale Bausteine zu benennen.
Im Bezug auf den eigenen Tod werden folgende Wünsche und Bedürfnisse aufgeführt: „größtmögliche Schmerzfreiheit, Bewahrung der Würde und des Gefühls persönlicher Werthaftigkeit, Kommunikation und Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen sowie deren Zuwendung" (THEUNISSEN 2002, S. 126).

8. Kurzzusammenfassung

Betrachtet man die Aussagen Herr R.s, so finden sich immer wiederkehrende Bedürfnisse, die sich durch alle Bereiche ziehen und denen damit die größte Wichtigkeit zugeordnet werden kann. Hier sind folgende zentralen Bedürfnisse zu nennen:

- größere Selbstständigkeit
- größere Selbstbestimmung beziehungsweise größere Mitbestimmung
- Aktivität
- Identität.

Die von ERN (1992, S. 54f) aufgeführten vier zentralen Bedürfnisse von älteren Menschen mit geistiger Behinderung

- größtmögliche Selbstständigkeit
- sinnvolle Tätigkeit in einem dem Alter angepasstem Tempo
- gute menschliche Beziehungen
- über Lebensgeschichte Sinn finden

sind mit den von mir aufgeführten zentralen Bedürfnissen von Herrn R. sehr gut vergleichbar, mit der einzigen Unsicherheit darin, wie wichtig Herrn R. menschliche Beziehungen wirklich sind.

Schlussendlich bleibt zu sagen, dass sich die Bedürfnisse von älteren Menschen mit und ohne Behinderungen im Großen und Ganzen kaum unterscheiden (vgl. ERN 1992, S. 126ff), es aber einige Bedürfnisse gibt, die bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung weniger gewürdigt werden, wozu beispielsweise sexuelle Bedürfnisse, das Bedürfnis nach Stabilität und das Bedürfnis, Gefühle im Umgang mit Sterben und Tod entwickeln zu können, zählen (vgl. ebd. S. 54)

Teil II: Biografiearbeit

„Bevor du einem Menschen begegnest, denk, welchen Weg er schon gegangen ist.“
(Peter Handke)

Im Gespräch mit Herrn R. stellte sich heraus, dass „über sein Leben schreiben“ einer seiner größten Wünsche ist. Im Folgenden werde ich auf die theoretischen Hintergründe eingehen und das Vorgehen mit Herrn R. beschreiben. Damit zum Beispiel benutzte Begriffe eindeutig sind und Entscheidungen begründet werden können, werde ich hier mit dem Theorieteil beginnen.

1. Theorie

1.1 Biografiearbeit, Lebensgeschichte, Lebenslauf

„Alternde Menschen sind wie Museen. Nicht auf die Fassade kommt es an, sondern auf die Schätze im Innern.“
(Jeanne Moreau)

Bei einer Biografiearbeit geht es um „eine persönliche und zugleich sozial vermittelte Lebensbeschreibung“ (THEUNISSEN 2002, S. 113). In dieser Auseinandersetzung und der Rückschau auf das eigene Leben finden Reflexionen über den individuellen Lebenslauf, über getroffene Entscheidungen und über weitere bedeutende und prägende Ereignisse im Leben statt, die gedeutet und gewertet werden können (vgl. ebd. S. 113). Bei THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT (2007, S. 55) wird Biografiearbeit als ein „aktiver Prozess der Aneignung lebensgeschichtlicher Erfahrungen“ beschrieben.

Biografiearbeit umfasst Begriffe wie *Lebenslauf* und *Lebensgeschichte*. Ein Lebenslauf beschränkt sich auf das alleinige Aufzählen von Fakten und bezieht sich so nur auf chronologische Normen und allgemeingültige Themen, wie zum Beispiel Geburt und Schuleintritt; ist also eher objektiv zu sehen (vgl. BLEEKSMA 1998, S. 277f; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S.54f; THEUNISSEN 2002, S. 113).

Eine Lebensgeschichte kann die gleichen Daten enthalten; diese müssen jedoch nicht vollständig sein, sondern beschränken sich auf das, an was sich die betreffende Person erinnern kann und welche Ereignisse für sie selbst bedeutend sind. Zu einer Lebensgeschichte gehören also alle Ereignisse und Situationen eines individuellen Lebens, die das vergangene und gegenwärtige Denken, Handeln und Fühlen beeinflusst haben oder noch immer beeinflussen und die so einen Teil der Identität ausmachen. Eine Lebensgeschichte muss nicht chronologisch strukturiert sein; sie beinhaltet sowohl positive als auch negative Aspekte – jeweils das, was in der

Erinnerung lebt und was für den einzelnen Menschen bedeutend ist (BLEEKSMA 1998, S 277ff; HAVEMANN/ STÖPPLER 2010, S. 54f; THEUNISSEN 2002, S. 113f). Zusammenfassend kann hier die Definition von FISCHER (1988, S. 4) aufgeführt werden: Lebensgeschichte wird verstanden als

> *„die Gesamtheit aller persönlichen Erfahrungen und Gewohnheiten, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Bedürfnisse und Interessen, Einstellungen und Werthaltungen, die ein Mensch im Laufe seines Lebens erwirbt und damit seinen „nackten Lebenslauf" anreichert."*.

RUHE (2007, 134f) unterscheidet *strukturierte* und *unstrukturierte* Biografiearbeit. Unter unstrukturierter Biografiearbeit fallen hier alle täglich auftretenden Erinnerungen, die zum Beispiel durch Musik oder bestimmte Gerüche hervorgerufen werden und die plötzlich im Gespräch genannt werden. Diese Biografiearbeit ist also allgegenwärtiger Bestandteil der Kommunikation an sich.

Strukturierte Biografiearbeit dagegen wird von außen angeleitet und durch methodische Angebote verstärkt, der Erinnerungsprozess wird eigens angeregt.

1.2 Möglichkeiten und Ziele der Biografiearbeit

Bei einer Biografiearbeit wird das Leben des Einzelnen geordnet; lebensgeschichtliche Zusammenhänge werden deutlicher. Es wird eine Bilanz des Lebens erarbeitet, in der Kontinuität eine bedeutende Rolle einnimmt und mit der das Verständnis für Zusammenhänge, für Richtungen und Ziele der persönlichen Entwicklung wächst. Das Leben wird in seiner Gesamtheit wahrgenommen. Das gelebte Leben soll so besser verstanden und nachvollzogen werden können, was für ältere Menschen mit geistiger Behinderung in besonderem Maß zutrifft, da diese mit dem Ordnen von Erfahrungen größere Schwierigkeiten haben können. Durch dieses Ordnen kann so ein Verstehen erreicht werden, wie und warum der Einzelne zu dem geworden ist, was er heute ist.

Die eigene Lebensgeschichte soll so als Selbstbildungsprozess erkannt und genutzt werden, sodass eine „Betonung von Eigenverantwortung für den persönlichen Lebensweg" (LINDMEIER 2008, S. 25) erreicht wird. Daraus können sich positive Möglichkeiten für die Zukunft ableiten, zum Beispiel durch das erreichte Bewusstsein, dass eigene Entscheidungen Veränderungen hervorrufen und ermöglichen und dass so eigene Entscheidungen Konsequenzen für die Zukunft haben können. Dies kann für ältere Menschen mit geistiger Behinderung ebenfalls von großer Bedeutung sein, da dieses Wissen eine Steigerung des Selbstwertgefühls zur Folge haben kann und die eigene Persönlichkeit und Eigenständigkeit fördert. Zusätzlich ist zu sagen, dass Biografiearbeit aktuelle Probleme vereinfachen kann, indem zum Beispiel die schwierigen und belastenden Ereignisse und Situationen der Vergangenheit

aufgearbeitet werden können, was wiederum Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung positiv voranbringen kann.

Für ältere Menschen mit geistiger Behinderung steht bei der Biografiearbeit zusätzlich im Vordergrund, dass dadurch ihre Lebensgeschichte in den Blickpunkt gerät und gewürdigt wird, was ansonsten oft vernachlässigt wird. So ist über die persönliche Lebensgeschichte des Einzelnen durch zum Beispiel das Leben in Einrichtungen oft nur recht wenig bekannt. Abgesehen von der Akte, die meist nur „harte Fakten“ (zum Beispiel der Geburtstag, die Art der Behinderung, der Wohnort, Krankheiten und bestehende Verhaltensauffälligkeiten) beinhaltet, gibt es wenig Dokumente, die Informationen darüber enthalten, was die betreffende Person zum Beispiel erlebt und dabei gefühlt hat. Dazu kommt noch, dass die individuelle Lebensgeschichte durch das Wohnen in Gruppen an Bedeutung verliert – das Leben des Einzelnen rückt zugunsten des Kollektivs in den Hintergrund. Durch diese von der Gesellschaft geschaffenen Lebensbedingungen, zum Beispiel auch, dass individuelle Erinnerungsgegenstände teilweise weggeräumt werden, fällt älteren Menschen mit geistiger Behinderung eine „Ausbildung biografischer Kompetenz“ (LINDMEIER 2008, S. 41) oft schwerer.

Durch Biografiearbeit wird also zuerst einmal Interesse am Leben des Einzelnen gezeigt. Auch ältere Menschen mit geistiger Behinderung bekommen so die Anerkennung, die sie verdienen; den Leistungen des Individuums wird Respekt gezollt. Dadurch wird darauf aufmerksam gemacht, dass das Leben und Schicksal des Einzelnen einen Wert hat. Im Gespräch über die Lebensgeschichte, über Erlebtes und Erinnertes kann eine intensive Beziehung, zum Beispiel zwischen älterem Mensch mit geistiger Behinderung und Mitarbeiter, Ehrenamtlichen oder Familienangehörigen aufgebaut werden. Durch Biografiearbeit kann so ein ganz anderer Zugang zum einzelnen Menschen eröffnet werden. Zum Beispiel können durch neues Wissen um Erfahrungen und prägende Situationen, gegenwärtiges Verhalten oder bestehende Vorlieben besser gedeutet und verstanden werden. Dies kann beispielsweise den Umgang mit dem älteren Menschen mit geistiger Behinderung verändern. Bedürfnisse und Wünsche können gegebenenfalls schneller und sicherer erkannt werden, wenn zum Beispiel die Kommunikation über Sprache erschwert ist. Biografiearbeit ist also auch eine Form der Kommunikation. Für Personen, die mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung zu tun haben, ist es also wichtig, sich einen Überblick über das gelebte Leben zu verschaffen Das soll jedoch nicht dazu führen, dass ein vorgefertigtes und starres Bild des Menschen entsteht (vgl. BLEEKSMA 1998, S.95f; BUCKKA 2003, S.279ff; ERN 1992, S. 55; LINDMEIER 2008, S.24ff, 39ff; RUHE 2007, S.9ff; THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S.55).

Im Allgemeinen ist hier anzuführen, dass Biografiearbeit einen „verbindenden Blick auf

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (LINDMEIER 2008, S.25) ermöglicht. In der Gegenwart soll also aus der Vergangenheit für die Zukunft gelernt werden. Dadurch soll eine Suche nach dem Sinn positiv mit einer Sinnfindung verknüpft werden, wenn erkannt wird, warum jemand zu einer Persönlichkeit mit bestimmten Eigenschaften und –arten wurde. Biografiearbeit hat also immer in hohem Maß mit Zukunft zu tun: „Indem das Vergangene wahrgenommen wird, werden Begründungen möglich, warum die Zukunft lohnenswert ist.“ (RUHE 2007, S. 10). Damit verbunden kann so der eigene Platz im Leben gefunden werden. Wenn Mitarbeiter oder Familienangehörige gut über die Lebensgeschichte Bescheid wissen, können sie helfen, sich an diese zu erinnern.
THEUNISSEN (2002, S.116) fasst folgendermaßen zusammen:

> *„Durch das biografische Arbeiten lassen sich lebensgeschichtliche Brücken, Ungereimtheiten, unverstandene Ereignisse oder fragmentarische Erfahrungen zu einer kohärenten Gestalt zusammenfassen, sodass ein nachvollziehbares, zusammenhängendes und sinnerfülltes „Lebensbuch“ entstehen kann.“.*

Es soll also auch eine Form gefunden werden, in der die Erinnerungen und bedeutenden Situationen der Lebensgeschichte dokumentiert werden können.
Die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte erfüllt das von ERN (1992, S.55) genannte Bedürfnis nach „Ermöglichen eines erfüllenden Erlebnisses, was mit der Geschichte, der Perspektive und dem Lebenssinn zu tun habe“.
Eventuell können durch die Beschäftigung mit der Lebensgeschichte Vergangenheit und Erinnerungen über Zeitgeschichte auch für die Nachwelt bewahrt werden.
Zusätzlich kann durch Biografiearbeit die Erinnerungsfähigkeit trainiert und verbessert werden; Biografiearbeit kann also auch als Training kognitiver Fähigkeiten genutzt werden.
Die aufgeführten Möglichkeiten und Ziele treffen im Allgemeinen für ältere Menschen mit und ohne geistige Behinderung zu. Ältere Menschen mit geistiger Behinderung sind aber oftmals weniger in der Lage selbstständig ihr Leben aufzuarbeiten, auftauchende Situationen zu verknüpfen, zuzuordnen und diese zu reflektieren, um so einen „roten Faden“ zu erhalten. Diese Schwierigkeiten werden durch herrschende Rahmenbedingungen noch verstärkt. Ältere Menschen mit geistiger Behinderung sind deshalb zusätzlich auf Hilfestellungen und Unterstützung angewiesen. Biografiearbeit mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung zählt also zu den Bereichen Krisenbewältigung, Erwachsenenbildung und Lebensbegleitung (vgl. BLEEKSMA 1998, S.95f; BUCKKA 2003, S.279ff; ERN 1992, S. 55; LINDMEIER 2008, S.24ff, 39ff; RUHE 2007, S.9ff; THEUNISSEN/ KULIG/ SCHIRBORT 2007, S.55)

1.3 Vorüberlegungen

1.3.1 Gruppen- oder Einzelarbeit

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte kann in Einzel- oder Gruppenarbeit stattfinden.

Die Arbeit in Gruppen bietet einen offeneren Rahmen; der Einzelne ist nicht einziger Gesprächspartner, hat also eher die Möglichkeit sich zurückzuziehen oder sich zum Beispiel Pausen zu gönnen. Außerdem können durch erzählte Erinnerungen der anderen eigene Erinnerungen geweckt und verstärkt werden Das Erzählen der anderen kann das eigene Mitteilen erleichtern, Erinnerungen und Lebenssituationen können verglichen werden, was interessante und neue Einsichten liefern kann.

Das Vertrauens- und Zusammengehörigkeitsgefühl verstärkt sich im Laufe der Zusammenarbeit; Gruppen sollten deshalb auch in gleicher Zusammensetzung bleiben und sich regelmäßig treffen. Ein vertrauensvolles gemeinsames Arbeiten fällt oft leichter, wenn die Teilnehmer sich bereits vorher recht gut kennen und untereinander gut verstehen. Gleichzeitig werden hier die sozialen Kontakte gefördert – vielleicht entwickeln sich als „Nebeneffekt“ neue Freundschaften, wenn zum Beispiel Gemeinsamkeiten entdeckt werden (vgl. LINDMEIER 2008, S. 4f, 73f).

Biografiearbeit mit dem Einzelnen ermöglicht es dagegen auch solche Personen anzusprechen, die sich schwerer öffnen, die sich schwerer damit tun vor anderen Personen zu sprechen oder deren Kommunikation zusätzlich eingeschränkt ist. Dem Einzelnen wird hier viel mehr Beachtung und Aufmerksamkeit geschenkt, das biografische Lernen wird in der Einzelarbeit stärker gefördert. Allerdings bleiben hier oft keine Rückzugsmöglichkeiten, was beängstigend und einschüchternd wirken kann. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf nur eine einzige Person, deren Äußerungen können intensiver beleuchtet werden, eher private Themen und Situationen können zum Vorschein kommen. Dies birgt aber auch Risiken, da unverarbeitete und traumatische Ereignisse ebenfalls an die Oberfläche kommen können, was zu stark emotional belastenden Situationen führen kann. Andererseits kann jedoch in der Einzelarbeit viel besser auf individuelle Probleme eingegangen werden. Dadurch kann wiederum eine stärkere (Vertrauens-) Beziehung aufgebaut werden; allerdings wird hier kein Aufbau von weiteren Kontakten zu Dritten gefördert.

Zusätzlich kann in der Einzelarbeit besser auf individuelle Wünsche eingegangen werden, was zum Beispiel Themenschwerpunkte anbelangt. Zwar sollten auch in der Gruppenarbeit die Wünsche der Beteiligten beachtet werden, allerdings ist hier das Risiko größer, dass einzelne Wünsche, die sich nicht in der Mehrheit wieder finden,

nicht berücksichtigt werden können. Außerdem kann in der Einzelarbeit flexibler auf organisatorische Probleme eingegangen werden – mit einem Einzelnen einen anderen Ort und eine andere Zeit zu vereinbaren, ist viel leichter zu bewerkstelligen, als einen neuen, passenden Termin für alle Beteiligten einer Gruppe zu finden.
Es wird hier deutlich, dass beide Formen Vor- und Nachteile haben. Welche der beiden schließlich ausgewählt wird, ist von vielen Faktoren abhängig und muss individuell auf die Teilnehmer abgestimmt werden (vgl. LINDMEIER 2008, S. 4f, 73f).
Im Folgenden werde ich mich auf die Einzelarbeit beschränken, da nur diese sich in der Arbeit mit Herrn R. wiederfindet.

1.3.2 Vorbereitungen

Wenn der Wunsch an und mit der eigenen Lebensgeschichte zu arbeiten nicht vom Menschen selbst geäußert wird, muss zuerst einmal über das womöglich Kommende ausführlich informiert und aufgeklärt werden. Es sollte deutlich gemacht werden, dass dies nur ein Angebot und die Teilnahme immer freiwillig ist. Entscheidungen, die trotz umfangreichen Informationen gegen eine Biografiearbeit ausfallen, müssen akzeptiert werden. Möglicherweise kann hier auch zuerst ein Probetreffen verabredet werden, sodass der Teilnehmer sich ein Bild von der Arbeits- und Umgehensweise mit der eigenen Lebensgeschichte machen kann. Dies ist oft vor allem für ältere Menschen mit geistiger Behinderung hilfreich, da diese mit den Begriffen *Biografiearbeit* oder auch *Lebensgeschichte* oft keine Bedeutung verknüpfen und sich so keine konkreten Vorstellungen machen können. Hier kann es zum Beispiel ebenfalls hilfreich sein ein Erinnerungsstück aus der eigenen Vergangenheit mitzubringen, beispielsweise ein Fotoalbum aus der Kindheit, um erste Gesprächsanlässe und Vergleichsmöglichkeiten zu erhalten (vgl. LINDMEIER 2008, S. 46f, 48ff, 54, 75ff, 80ff).
LINDMEIER (2008, S. 77) nennt dazu zusätzlich, dass Kontakte zu Familienmitgliedern oder Mitarbeitern der älteren Menschen mit geistiger Behinderung geknüpft werden sollten, da diese eventuell über zusätzliche Informationen oder Erinnerungsstücke verfügen, die den Prozess des Erinnerns erleichtern können, indem sie Anhaltspunkte für bestimmte Lebenssituationen liefern.
In der Biografiearbeit kann chronologisch gearbeitet oder es können bestimmte Themen- oder Zeitblöcke herausgenommen und vertieft werden – je nach dem, welches Ziel erreicht werden soll, welche Möglichkeiten den Beteiligten offen stehen (zum Beispiel inwieweit sie selber ihr Leben zeitlich strukturieren können) und welche Wünsche sie selbst äußern. LINDMEIER (2008, S. 82) empfiehlt jedoch nicht das chronologische Arbeiten, da es älteren Menschen mit geistiger Behinderung oft

schwerer fällt sich an weiter Zurückliegendes zu erinnern. Es biete sich dann eher an mit näheren Erinnerungen zu beginnen und anschließend bei Bedarf weiter in die Vergangenheit zurück zu gehen, um beispielsweise auch Frustrationserlebnisse einzuschränken.

Im Vorfeld müssen organisatorische Rahmenbedingungen abgeklärt werden (zum Beispiel Zeit, Ort und Kosten der Treffen), was bei der Einzelarbeit deutlich flexibler gestaltet werden kann. Hier ist wichtig, einen möglichst ungestörten Ort auszuwählen. Das eigene Zimmer als Arbeitsort kann eine Möglichkeit sein, muss aber immer auf Freiwilligkeit beruhen, da dies die Privatsphäre des dort Wohnenden betrifft.

Um ein weiteres Arbeiten zu ermöglichen, sollte bei einem ersten Gespräch ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden. Es muss klar werden, dass der Beteiligte jederzeit unter- oder abbrechen oder Pausen machen kann; dass er nichts erzählen *muss*, sondern frei entscheiden kann, ob und was er erzählen möchte. Es sollte im Voraus geklärt werden, was das Ziel der Biografiearbeit ist und wann das gemeinsame Arbeiten beendet sein wird (vgl. LINDMEIER 2008, S. 46f, 48ff, 54, 75ff, 80ff)

1.4 Anforderungen an den Moderator

LINDMEIER (2008, S.36) nennt die professionellen Begleiter in der Arbeit an der Lebensgeschichte „Moderatoren“; ihre Aufgabe „besteht in der Moderation des Lernprozesses“ (ebd. S. 36). Diese Moderatoren müssen Wissen über die folgenden drei Punkte haben:

- wie zu beginnen ist
- wie Lebensgeschichte thematisierbar gemacht werden kann
- wie Lebensgeschichte thematisierungsfähig gehalten wird (ebd. S. 36).

Die Moderatoren müssen zusätzlich folgende Fähigkeiten mitbringen:

- Selbstreflexion

  Ein höheres Verständnis der Teilnehmer und ihrer Lebensgeschichte wird besser erreicht, wenn die eigene Lebensgeschichte reflektiert wurde. So können intensivere Gespräche stattfinden, wenn der Moderator zum Beispiel über eigene Vorurteile Bescheid weiß.
- Interpretationen

  „Biografische Arbeit ist vor allem interpretierende Arbeit“ (LINDMEIER 2008, S. 37). Das heißt aber nicht, dass eine erste Interpretation stets korrekt sein muss; Interpretationen müssen immer wieder reflektiert, erweitert und verändert werden, je nachdem welche neuen Aspekte der Lebensgeschichte sich zum

Beispiel in Gesprächen ergeben. Interpretationen müssen also immer flexibel gehalten werden.

- Offenheit

  Ein Gespräch über die Lebensgeschichte des Teilnehmers kann immer auch zu Rückfragen über die eigene Lebensgeschichte und die eigenen Erfahrungen führen. Der Teilnehmer öffnet sich gegenüber dem Moderator. Damit keine völlig einseitige Situation entsteht, muss dieser bereit sein auch aus seinem eigenen Leben zu erzählen und sich selbst ein Stück weit zu öffnen.

- Aufmerksamkeit und Respekt

  In der Biografiearbeit wird das Leben eines Menschen aufgearbeitet. Auch ältere Menschen mit geistiger Behinderung verdienen, dass ihnen volle Aufmerksamkeit geschenkt wird und dass sie für ihre Lebensgeschichte Anerkennung und Respekt erhalten. Wichtig ist hier, dass ihnen aufmerksam zugehört wird. Sie müssen immer als Experten ihrer eigenen Lebensgeschichte wahrgenommen und akzeptiert werden.

- Empathie

  Zu der Fähigkeit zuhören zu können, gehört auch, dass Nuancen wahrgenommen werden, wenn sich zum Beispiel der Tonfall verändert oder andere gestische oder mimische Ausdrucksformen gebraucht werden. Es ist hier wichtig auf Kleinigkeiten zu achten und sich in den Gegenüber einzufühlen. Ist zum Beispiel ein Thema zu unangenehm, kann abgebrochen werden. Fragen sollten immer feinfühlig an Wünsche, Ängste und prägenden Ereignisse herangehen.

- Flexibilität

  Gespräche können in eine völlig andere als die erwartete Richtung abschweifen. Hier sollte nicht das Gespräch zugunsten der Planung verändert werden, sondern die Planung zugunsten des Gesprächs. Es muss also ein gewisses Maß an Flexibilität vorhanden sein und damit die Bereitschaft, auf den Teilnehmer zuzugehen und sich anzupassen. Wenn eine vorgeschlagene Methode nicht die gewünschte Resonanz erhält, muss diese zurückgestellt und eine andere erprobt werden.

- Gesprächsführung und Dokumentation

  Der Moderator hat die Aufgabe das Gespräch beziehungsweise das Erinnerungsvermögen zum Beispiel durch passendes Nachfragen aktiv und lebendig zu halten und die möglicherweise bruchstückhaften Teile zu einer Struktur zusammenzufügen.

  „Biografisches Arbeiten soll sichtbare Spuren hinterlassen.“ (LINDMEIER 2008,

S. 89). Der Dokumentation wichtiger Situationen und Erlebnisse kommt also zentrale Bedeutung zu. Dem Teilnehmer sollten die erarbeiteten Erinnerungen greif- und/oder sichtbar gemacht werden Diese können helfen, sich in der Zukunft selbstständig zu erinnern. Welche Form gewählt wird (Buch, Bild, Tonaufzeichnung,…) muss mit den Wünschen und Fähigkeiten des älteren Menschen mit geistiger Behinderung abgestimmt werden.

- Zuverlässigkeit

  Zuverlässigkeit ist ein wichtiger Bereich, um überhaupt ein Vertrauensverhältnis aufbauen zu können. Erscheint zum Beispiel ein Moderator nicht zu einem vereinbarten Treffen, wird der Teilnehmer Enttäuschung oder sogar Wut empfinden; was wiederum Auswirkungen auf das bestehende oder aufzubauende Vertrauensverhältnis haben kann.

- Distanz

  Der Moderator muss trotz aller Empathie und dem bestehenden Vertrauensverhältnis darauf achten, dass er die Emotionen des Teilnehmers nicht zu stark übernimmt und auf sich selbst projiziert. Treten zu belastende Ereignisse zu Tage, kann das Gespräch auch von Seiten des Moderators abgebrochen oder in eine andere Richtung gelenkt werden. Biografiearbeit ist nicht mit Therapie gleichzusetzen. Das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz muss gefunden werden.

- Sinnvoller Methodeneinsatz

  Ältere Menschen mit geistiger Behinderung brauchen oft Impulse, die die Erinnerung hervorbringen. Welche Methode jeweils wirksam ist und zu den gewünschten Ergebnissen führt, ist von der individuellen Persönlichkeit abhängig. Deshalb ist es wichtig, verschiedene Möglichkeiten zu kennen und diese bei Bedarf anwenden zu können.

  (vgl. LINDMEIER 2008, S. 29, 36ff, 66, 74f, 94ff)

1.5 Hinweise zur Durchführung

Um mit einem älteren Menschen mit geistiger Behinderung an seiner Lebensgeschichte zu arbeiten, müssen zunächst dessen Wünsche abgeklärt werden.

Am Anfang jeden Treffens ist es nicht sinnvoll, sofort mit Fragen zur Vergangenheit zu beginnen, sondern eher das Vertrauensverhältnis zu stärken und eine gute Atmosphäre zu schaffen. Das kann zum Beispiel durch ein lockeres, allgemeines Gespräch erreicht werden.

Der Teilnehmer sollte auch immer darüber aufgeklärt werden, was ihn in der kommenden Zeit erwartet, was beispielsweise geplant ist, damit er sich darauf einstellen und gegebenenfalls andere Wünsche und Interessen aufführen kann.

Bei den ersten Treffen empfiehlt es sich, bestimmte Regeln zu vereinbaren, an die dann zu Beginn jedes weiteren Treffens erinnert werden kann. Hierzu zählt zum Beispiel, dass keine Frage beantwortet werden muss und dass jederzeit Pausen gemacht werden können: „Solche Regeln können mündlich vereinbart, schriftlich fixiert, durch Symbole verdeutlicht oder sogar per „Vertrag“ fixiert werden.“ (LINDMEIER 2008, S.78).

Die Dauer eines Treffens sollte flexibel gestaltet werden; es sollte kein genauer Zeitrahmen festgelegt werden. LINDMEIER (2008, S. 79) rät jedoch zu einer Dauer von ca. 20-60 Minuten.

Im Folgenden ist es sinnvoll, ein gemeinsames Ziel für die weitere Arbeit zu bestimmen. Möglichkeiten sind hier unter anderem:

- Soll das Leben anhand eines Albums chronologisch geordnet werden?
- Soll nur eine bestimmte Lebensphase erarbeitet werden?
- Sollen bestimmte Lebensereignisse, die sich durch das ganze Leben ziehen (zum Beispiel Umzüge) erarbeitet werden?
- Wie sollen die Ergebnisse und Erinnerungen verdeutlicht werden? (vgl. LINDMEIER 2008, S. 80)

LINDMEIER (2008, S.82f) hält das chronologische Vorgehen bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung nicht für sehr sinnvoll; er bevorzugt hier entweder das Aufrollen der Vergangenheit von der Gegenwart aus oder die Arbeit an Themenblöcken, wie zum Beispiel Geburtstage, da diese sich über das ganze Leben erstrecken und so auf neuere Erinnerungen zurückgegriffen werden könne. Dies falle älteren Menschen mit geistiger Behinderung oft leichter. Frische Erinnerungen können in der weiteren Erinnerungsarbeit mit älteren verglichen werden, wobei der Bezug zur Vergangenheit und eine Kontinuität, zum Beispiel bestimmter Lebenssituationen, auf diese Weise besonders deutlich werden.

Wichtig ist, dass die gemeinsame Arbeit ein absehbares Ende hat und dass dies den

Teilnehmern bewusst ist, damit sich keine falschen Vorstellungen entwickeln können.
Es gibt viele unterschiedliche Möglichkeiten, um die Erinnerungen zu dokumentieren und sichtbar zu machen. Hier ist es die Aufgabe des Moderators, nach den Wünschen und Fähigkeiten des Teilnehmers die richtige Alternative zu finden. Je nach Methode und Ziel, können sowohl Einzelstücke als auch ein Gesamtwerk entstehen, die der Teilnehmer behalten darf. Dieser entscheidet auch, ob und wem er es eventuell zeigen möchte. Gut ist, wenn Anregungen gegeben werden können oder das Bedürfnis besteht, sich selbst auch in Zukunft mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Die gesammelten Erinnerungsstücke können dabei helfen.
Das Stöbern in der Vergangenheit kann zu Belastungen und seelischen Anspannungen führen, die negative Gefühle hervorbringen können. Hier ist es wichtig, darauf zu achten, dass die Treffen nicht mit diesen negativen Gefühlen abgeschlossen werden. Auch kann es vorkommen, dass ein Teilnehmer am Ende des Treffens noch völlig in der Vergangenheit verankert ist. Es empfiehlt sich hier, einen geeigneten Abschluss zu finden, der das Ende des Treffens deutlicht macht, das Arbeiten abschließt und den Teilnehmer wieder in die Gegenwart zurückholt. Möglichkeiten hierzu sind zum Beispiel Spaziergänge an der frischen Luft, bei denen über allgemeine Themen gesprochen wird.
Um eine Biografiearbeit abzuschließen, sollte nach LINDMEIER (2008, S. 99) das anfangs erarbeitete Ziel erreicht; die Dokumente vollständig und abgeschlossen sein. Es bietet sich hier an, das Umfeld des älteren Menschen mit geistiger Behinderung einzubeziehen, damit das biografische Arbeiten zum Beispiel auch in der Zukunft fortgesetzt werden kann.
(vgl. LINDMEIER 2008, S. 25, 53f, 56, 62f, 77f, 79, 80ff, 90ff, 97ff)

1.6 Methodische Hinweise

Es gibt eine Vielzahl an methodischen Möglichkeiten, die mit der betreffenden Person, ihren Fähigkeiten und Wünschen und dem Ziel der gemeinsamen Arbeit abzustimmen sind. LINDMEIER (2008, S. 32) unterscheidet Methoden, die die „aktivitätsorientierte Biografiearbeit“, die „gesprächsorientierte Biografiearbeit“ oder die „dokumentationsorientierte Biografiearbeit“ unterstützen, wobei diese nicht eindeutig voneinander abgrenzbar sind. Nach LINDMEIER (2008, S. 32) kommt der „aktivitätsorientierten Biografiearbeit“ in der Arbeit mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung eine verstärkte Rolle zu. Jedoch sei auch hier eine sinnvolle Verschränkung wichtig. Aktivitätsorientierte Biografiearbeit umfasst unterschiedliche Formen von kreativen, szenischen und pantomimischen Angeboten. Auf diese soll hier

nicht näher eingegangen werden, da sie für die Arbeit mit Herrn R. keine Rolle spielen. Der Schwerpunkt liegt im Folgenden auf Möglichkeiten der gesprächsorientierten Biografiearbeit.

Beim Personenkreis der Menschen mit geistiger Behinderung kann nicht einfach irgendeine beliebige Methode, die für Menschen ohne geistige Behinderung entwickelt wurde, verwendet werden, da diese sehr oft ein zu hohes Abstraktionsvermögen und eine hohe Kommunikationskompetenz erfordern. Die Methoden müssen also entweder nach den individuellen Fähigkeiten verändert beziehungsweise vereinfacht werden oder es müssen neue Möglichkeiten entwickelt werden (vgl. LINDMEIER 2008, S.33).

Zunächst ist es wichtig, zum Beispiel durch Frageimpulse, Gesprächsanlässe zu finden und Anregungen und Anstöße zum Erinnern und anschließendem Erzählen zu geben und Möglichkeiten, wie das Erzählte strukturiert werden kann, zu finden. Hier sind zum Beispiel Zeitleisten eine Möglichkeit, bei der eigene Erlebnisse und Lebensstationen in eine richtige Reihenfolge gebracht und eventuell geschichtlichen Ereignissen zugeordnet werden können (vgl. RUHE 2007, S. 24f). Das ist jedoch nur sinnvoll, wenn ein Einordnen der Erinnerungen in zeitliche Zusammenhänge möglich ist und wenn mit geschichtlichen Ereignissen etwas verbunden werden kann oder Interesse an solchen Themen besteht. Andere der bei RUHE (2007, S. 30ff) genannten Möglichkeiten zur Strukturierung des eigenen Lebens, wie zum Beispiel der Herstellung einer Lebensuhr, bei der die verbleibende Lebenszeit gefühlsmäßig und biologisch eingetragen werden soll, ist für die Biografiearbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung so nicht geeignet, da sie unter anderem ein, wie oben aufgeführt, sehr hohes Abstraktionsdenken benötigt.

Weitere Gesprächsanlässe und Erinnerungen können zum Beispiel durch das Hören alter Lieder eröffnet und geweckt werden oder durch das Betrachten von Bildbänden der Geburtsstadt, die Örtlichkeiten zeigen, die eventuell wieder erkannt werden können. Noch besser und direkter mit Erinnerungen verbunden ist, wenn man den Ort selbst tatsächlich aufsuchen kann, um dort neue Erinnerungen mit alten zu verknüpfen.

Eine noch sicherere Möglichkeit, ehemals Vertrautes zu sehen und eventuell wieder zu erkennen, bieten eigene Fotos oder Bilder. Zusätzlich können vorhandene Dokumente in die Biografiearbeit einbezogen werden, zum Beispiel vorhandene Zeugnisse, Briefe von Angehörigen oder Postkarten, die vielleicht aus eigenen Urlauben stammen und die Erinnerungen wachrufen können. Falls einmal ein eigenes Tagebuch geschrieben wurde, kann auch darauf zurückgegriffen werden, sofern der Beteiligte dem zustimmt (vgl. LINDMEIER 2008, S. 33ff).

RUHE (2007, S. 40) nennt hier zusätzliche Möglichkeiten, zum Beispiel Kochrezepte in vererbten Kochbüchern, die vergangene Küchensituationen in Erinnerung rufen sollen.

Bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung sind solche Möglichkeiten, aufgrund der oft andersartigen Familiensituationen und Lebensumständen, manchmal eingeschränkt und mit Vorsicht einzusetzen. Zusätzlich werden hier Lesefähigkeiten in einem gewissen Maß vorausgesetzt, die nicht alle älteren Menschen mit geistiger Behinderung haben.

Um durch die methodischen Impulse zu möglicherweise verschütteten Erinnerungen zu gelangen, ist zusätzlich wichtig, dass impulsgebende Fragen und Anregungen den Dialog unterstützen und dadurch Interesse gezeigt wird. Für Menschen, die sich sprachlich nicht so gut ausdrücken können, empfiehlt LINDMEIER (2008, S.145, 150) den Einsatz von Bildern und zum Beispiel Smilies, mit denen Wohlbefinden oder Missfallen ausgedrückt werden können.

Eine weitere Methode, die sowohl bei RUHE (2007, S.55) als auch bei LINDMEIER (2008, S. 146) genannt wird, ist die Methode „Leben aufräumen“. Wird bei RUHE jedoch betont, dass man sich dabei von gewohnten Gegenständen trennen solle, nennt LINDMEIER als Besonderheit für die Biografiearbeit mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung, dass dies unbedingt vermieden werden solle. Es gehe vielmehr darum, durch unterschiedliche Gegenstände Gesprächsanstöße zu bekommen und sich an Situationen, Gefühle oder ähnliches, die mit den Gegenständen zusammenhängen, zu erinnern.

LINDMEIER (2008, S. 33ff) nennt zusätzlich die Möglichkeit, Zeitungsartikel und Filme in die Erinnerungsarbeit einzubeziehen.

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass es die *eine* Methode oder das *eine* Material nicht gibt, um mit älteren Menschen mit geistiger Behinderung ins Gespräch über ihr Leben zu kommen und Erinnerungen zu wecken.

2. Herr R.

2.1 Die Entwicklung des Wunsches – das Erstaunen

Beim ersten Kennenlernen nannte Herr R. auf die Frage, was er gerne mit mir zusammen machen würde sofort, dass er einen Ausflug machen wolle. Im ersten Augenblick fielen ihm viele Orte ein, die er gerne besuchen würde. Hier wurden unter anderem Reykjavik und die Nordsee als Ausflugsziel benannt. Wir vereinbarten, dass er sich bis zum nächsten Mal überlegen solle, was er sich gern anschauen würde. Als Einschränkung einigten wir uns darauf, dass der gewünschte Ausflug ein Tagesausflug sein solle. Gedanklich stellte ich mich daraufhin auf einen solchen Ausflug ein und informierte mich zum Beispiel über die gegebenen Rahmenbedingungen.

Bei unserem nächsten Gesprächstermin fiel plötzlich mitten im Gespräch folgendes Zitat:

„Möchte gerne mir alles aufschreiben und die Postkarten dazu sortieren und die Reisen und die Urlaube und die Ausflüge und das Wohnen alles mal aufarbeiten und in Album rein.“

Auf Nachfragen bestätigte sich, dass es tatsächlich ein sehr großes Anliegen von Herrn R. ist, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen, wobei ihn hierbei die Frage:

„Wer macht mir dann das?“

viel stärker beschäftigt, als zum Beispiel beim Reisen, bei dem er nicht so viel Unterstützung braucht. Ihm ist bewusst, dass er auf Hilfe angewiesen ist:

„Das mit dem Schreiben, ich hab' früher mal so schön schreiben können, aber jetzt, da ist das, das geht nicht mehr gut, ich kann einfach nicht mehr gut schreiben.“,

damit er sich diesen Wunsch erfüllen kann. Er nennt den Namen einer Mitarbeiterin der Bruderhausdiakonie, von der er weiß, dass sie mit einem anderen, ihm bekannten Rentner dessen Lebensgeschichte aufgeschrieben hat:

„Die macht das mir!“,

fügt aber dann sofort hinzu, dass man ja nicht wisse, ob diese in zwei Jahren, wenn seine Rentnerzeit beginnt, noch in der Bruderhausdiakonie sei:

„Das weiß man nicht, vielleicht ist sie da dann nimmer und dann weiß ich nicht, wer das da dann macht.“.

Auf die Frage, warum er denn über sein Leben schreiben wolle, antwortet er, dass er alle Daten in die richtige Reihenfolge bringen und alle Erinnerungen aufschreiben möchte, damit diese nicht verloren gehen. Ganz wichtig ist ihm auch, dass er das Ergebnis anderen Menschen zeigen kann:

„Das will ich dann weiterzeigen, wo ich überall war und so.“.

Deutlich wird hier, dass es Herrn R. sehr wichtig ist, dass das in der Vergangenheit

Erlebte nicht verloren geht Er möchte sich bewusst mit dem in der Vergangenheit Erlebten auseinandersetzen, um diese so besser aufarbeiten zu können. Dadurch, dass er seine Biografie anderen Menschen zeigen kann, soll eventuell auch ein höheres Verständnis für sich selbst erreicht werden.

Trotzdem war der Wunsch nach einem Ausflug nach wie vor vorhanden:

„Beides geht nicht, oder!?“.

Hier kämpft einerseits sein liebstes Hobby, Reisen und Ausflüge, das er klar benennen kann, gegen das „abstraktere“ Bedürfnis nach Identität und Kontinuität. Damit möchte er sich, seine Vergangenheit und daraus resultierende Veränderungen in der Gegenwart besser verstehen.

Um sich zwischen diesen beiden zu entscheiden, stellte Herr R. im Folgenden folgende Frage:

„Wie lang würden Sie mit mir weggehen?“.

Als die Antwort – nach wie vor – „einen Tag“ lautete und ich die Frage, ob ich denn ein eigenes Auto habe, nur verneinen konnte, fiel eine endgültige Entscheidung recht schnell:

„Abends dann heim – dann hat’s kein Wert, lassen wir das mit’m Ausflug.“

Interessant wäre hier gewesen, ab welcher Zeitdauer ein Ausflug im Vergleich zur Biografiearbeit Priorität gehabt hätte. Trotzdem zeigt sich hier sehr deutlich, wie wichtig die Biografiearbeit

„über mein Leben schreiben“

für Herrn R. ist. Die Entscheidung war somit gefallen und hatte eine völlig andere Richtung eingeschlagen.

Erste Ideen und Vorstellungen wurden von Herrn R. direkt aufgezeigt:

„Die Daten hab’ ich, erstmal die Daten, die schreiben wir so runter und dann was dazu ist, wo, und so und was dann alles war.“.

Hier wird deutlich, dass Herr R. nicht bloß einen chronologischen Lebenslauf mit bestimmten Daten von sich erstellen, sondern diesen mit individuell bedeutenden Ereignissen und Gefühlen vertiefen möchte. Deshalb wähle ich im Folgenden den Begriff der Lebensgeschichte.

2.2 Vorüberlegungen

Herrn R.s Wunsch und seine Zielvorstellung waren also bereits recht klar formuliert. Die vor mir liegende Aufgabe erschien mir fast unmöglich. Nach dem Einlesen in die Thematik (LINDMEIER 2008) wurden mir einige Dinge bewusst. So wurde mir klar, dass der mir zur Verfügung stehende Zeitrahmen eine so umfangreiche Aufgabe wie das gesamte Leben von Herrn R. für beide Seiten befriedigt aufzuarbeiten, nicht zulässt. Das versuchte ich auch Herrn R. zu erklären und machte ihm den Vorschlag, nur einen Teil seines Lebens aufzuarbeiten oder ein bestimmtes Themengebiet zu wählen und dieses über mehrere Jahre hinweg zu betrachten, was LINDMEIER (2008, S. 82f) für ältere Menschen mit geistiger Behinderung für einfacher und sinnvoller hält als ein chronologisches Vorgehen.

Herr R. stimmte dem nur bedingt zu. Für ihn war zwar verständlich, dass sein ganzes Leben aufzuarbeiten, einen sehr großen Rahmen einnehmen würde:

„Ja, und dann die Postkarten, die ganzen Karten und die Bilder und die Fotos- oh jeh, das sind ja viele und die müssen wir alle angucken und dann geordnet und so.“.

Für ihn stellte sich die Frage nach der thematischen Vorgehensweise aber überhaupt nicht. Wie schon in seinen ersten Äußerungen sichtbar wurde, hat Herr R. bereits ein bestehendes Bild vom Aufbau einer Biografie im Kopf, an das er sich halten möchte. Dieses umfasst eben das von Lindmeier nicht empfohlene chronologische Vorgehen:

„Dann fangen wir an, mit der Geburt 1947 und […] dann machen wir mal weiter - wie's dann geht, die Schule, das war dann 1954 und dann das Waisenhaus und alles. Und dann wie die ersten Ausflüge, und wohin.“

Herr R. erinnert sich sehr genau an viele Daten seiner Lebensstationen. Diese zu ordnen und in der richtigen Reihenfolge aufzuschreiben, ist ihm sehr wichtig.

Um wie bei LINDMEIER (2008, S.88f) erwähnt, eine für beide Seiten akzeptable Zielvorstellung zu finden, nach deren Abschluss das gemeinsame Arbeiten beendet ist, machte ich den Vorschlag, sein Leben von 1947-1960 mit ihm zusammen aufzuschreiben, da er 1960 die Schule beendete und somit ein Kapitel seines Lebens abgeschlossen war. Einige Informationen hatte ich schon den vorher geführten Gesprächen entnehmen können.

Dieses Stück Lebensgeschichte sollte in einem eigenen Album festgehalten und gemeinsam aufgearbeitet werden. Herr R. zeigte sich damit einverstanden.

Trotzdem beschäftigte ihn die Frage:

„Wer macht dann das andere für mich weiter?“

weiterhin:

„Aber das kann ja dann die Frau B. machen.“.

Damit ist die bereits oben erwähnte Mitarbeiterin der Bruderhausdiakonie gemeint.

Herr R. war mit der Vereinbarung also nicht ganz zufrieden, er schien die aufgeführten Gründe jedoch gut nachvollziehen und akzeptieren zu können.

Wir vereinbarten daraufhin einen ersten Termin zur Biografiearbeit. Dabei legten wir einen Anfangszeitpunkt fest und ließen das Ende offen, um den von LINDMEIER (2008, S. 79) erwähnten flexiblen Zeitrahmen in die Praxis umsetzten zu können. Die ersten Gespräche hatten wir im Aufenthaltsraum geführt. Nun wurde von Herr R. selbst ein eigenes Angebot gemacht:

„Dann geh'n wir in mein Zimmer, weil da sind die ganzen Karten und Fotos und so.“.

Wir vereinbarten, dass ich ihn in der Werkstatt abholen würde und er sich dann nochmals entscheiden könne, ob er in seinem Zimmer oder doch lieber im Aufenthaltsraum mit der Biografiearbeit beginnen würde.

In den folgenden Tagen überlegte ich mir eine Möglichkeit, um die vielen unterschiedlichen Karten sortieren und zuzuordnen zu können. Ich besorgte Klebezettel und ordnete die bereits aufgetauchten Erlebnisse und Stationen den genannten Zeitangaben zu, sodass ich einen groben Überblick der Zeitspanne von 1947-1960 bekam. Stationen wie Geburt, Waisenhaus und einige Ausflüge waren schon in den ersten Gesprächen aufgetaucht. Diese schrieb ich (mit der - wenn bekannten – Jahreszahl) auf weiße Blätter und klebte diese provisorisch zu einem Heft zusammen. In dieses wollte ich weitere Erlebnisse hinzufügen, um so ein Konzeptpapier für das spätere Album zu erhalten. Die Klebezettel wollte ich beschriften und auf das jeweilige Bild kleben, sodass die ausgewählten Bilder durch die Kennzeichnung in der Folge den passenden Jahreszahlen und Situationen zugeordnet werden könnten, wenn sie auch in einer völlig ungeordneten Reihenfolge auftauchen sollten. Zusätzlich besorgte ich ein weißes DinA4 Schulheft und Fotoecken, die ich Herrn R. als Möglichkeit für einen schonenden Umgang mit seinen Fotos oder Postkarten anbieten wollte.

Geplant war, dass ich die erarbeiteten Daten und vorhandenen Fotos anschließend bis zum nächsten Mal in eine Vorform bringen und diese Herrn R. vorstellen würde. Gleichzeitig böte dies eine Gelegenheit die Erinnerungen an gewisse Situationen zu vertiefen, sodass vielleicht noch weitere Erinnerungen wachgerufen werden würden. Schließlich würden wir zusammen das Heft nach seinen Vorstellungen gestalten.

2.3 Durchführung Teil I

Am vereinbarten Termin entschied sich Herr R. für die Möglichkeit, in seinem eigenen Zimmer zu arbeiten. Wir gingen von der Werkstatt ins Wohnheim; Herr R. schien sehr aufgeregt zu sein und wollte sogleich mit dem Erzählen verschiedener Lebenssituationen beginnen. Ich versuchte, ihn davon ein bisschen abzulenken und ein allgemeines Gesprächsthema zu finden, wobei mir ein Zufall zu Hilfe kam: Schon in der Werkstatt präsentierte mir Herr R. seine Geburtsurkunde. Wir stellten fest, dass wir am gleichen Tag Geburtstag haben, was Herr R. sehr faszinierend fand. So entwickelte sich ein Gespräch über mich, Herr R. wollte wissen, wo ich geboren sei, ob ich Geschwister habe und ob ich meine Eltern oft sehen könne. Hierbei wurde mir deutlich, dass der oben aufgeführten Anforderung der Offenheit tatsächlich eine große Bedeutung zukommt.

In Herr R.s Zimmer angekommen, stellten wir zuerst eine ansprechende Arbeitsumgebung her: wir rückten zwei Stühle an Herrn. R.s Tisch und räumten die Tischplatte zum Teil frei, was jedoch nicht lange so blieb (Abb. 6).

Abb. 6

Zuerst wollte ich, wie bei LINDMEIER (2008, S. 55) empfohlen, über bestimmte Regeln sprechen. Wir vereinbarten, dass wir jederzeit Pausen machen können und dass Herr R. auf keine Frage tatsächlich antworten und auch ich nicht alle Fragen beantworten *müsse*. In den beiden kommenden Gesprächen zur Biografiearbeit machte Herr R. jedoch nie von diesen Möglichkeiten Gebrauch - ich selbst jedoch schon, als Herr R. Fragen über meine eigene Sexualität stellte. Dies wurde in der Folge auch vollkommen von ihm akzeptiert. Der Sinn dieses Aufstellens der Regeln bestätigte sich hier also.

Als nächstes stellte ich Herrn R. die mitgebrachten Materialien vor. Bei den Klebezetteln vergewisserte er sich, ob diese den Bildern auch tatsächlich nicht schaden würden. Er zeigte sich aber schließlich damit einverstanden. Das mitgebrachte Heft gefiel Herrn R. dagegen nicht:

„Das Ding da, das gefällt mir nicht so ganz, gibt's da nicht was schöneres? So ein Schulheft als Erinnerung, das ist nicht so schön.“.

Er führte hierzu auf, dass ein Mitarbeiter schon mal ein solches Heft weggeworfen habe. Dies zeigt wiederum, dass ihm das Produkt wirklich wichtig ist – er möchte es nicht verlieren.

Daraufhin schlug ich ihm einen Umschlag vor, mit dem Herr R einverstanden war:

„Ach ja, das gibt's ja, da gibt's ja ‚ne Hülle, ja, das können wir nehmen, ja!“

Er zeigte mir daraufhin sein Zeugnisheft, das ebenfalls mit einer Plastikhülle

eingebunden ist und wies mich darauf hin, dass ihm dies gefalle. Auch zu der Farbwahl hatte er konkrete Vorstellungen:

„So ´ne Hülle, nicht grad blau, keine grelle Farbe, schwarz auch nicht […] - braun oder beige oder so.“

Wir einigten uns darauf, dass ich bis zum nächsten Mal einen solchen Umschlag besorgen würde.

Wichtig war es mir, auch die Form der Dokumentation mit den Wünschen des Beteiligten abzusprechen (vgl. LINDMEIER 2008, S.80) und so ein gemeinsames Ziel zu formulieren. Die eigene Meinung, die eigenen Vorlieben sollten immer so weit wie irgendwie möglich akzeptiert werden.

Im Folgenden stellte ich ihm meinen Plan für die kommende gemeinsame Zeit vor. Dabei hatte er keine weiteren Einwände.

Herr R. hatte im Folgenden eine sehr klare Vorstellung vom zeitlichen Nacheinander. Von sich aus nannte er seinen Geburtsort:

„Damit fängt's dann ja an, ja.“

Dazu wählte er ein Bild seiner leiblichen Mutter aus, bei der er zwar nie lebte, die ihn jedoch im Waisenhaus ab und zu besuchte. Zuerst ging es dann um die Stationen der frühen Kindheit, über die Herr R. nur aus Erzählungen weiß. Herr R. hat konkrete Vorstellungen davon, ab wann er eigene Erinnerungen hat:

„Aber ich weiß da nichts mehr, ich bin zu klein, mit drei Jahr' oder so, weil da weiß man noch nichts. […] Aber dann, wo ich sechs Jahr' war, das weiß ich noch.“ .

Er nannte ein Kinderkrankenhaus, ein Heim, in das er mit 3 Jahren kam und in dem er bis 1960 blieb und einen Kindergarten, den er besuchte. Die Orte der zwei letzteren hat er in den letzten fünf bis zehn Jahren besichtigt und hat so auch noch genaue Vorstellungen. Ergänzt wurden diese wieder mit vorhandenen Fotos und Postkarten, die er erstaunlicherweise recht oft auf Anhieb fand und wiederum mit Namen der dazugehörigen Bezugspersonen und teilweise von Freunden ergänzte. Bei einem Bild, das zu einer genannten Situation gehörte und an das er sich klar erinnerte, aber auf die Schnelle nicht finden konnte, machte er folgenden Vorschlag:

„Da machen Sie ein Blatt und das muss ich erst – das muss ich erst finden.“

Wir vereinbarten daraufhin, dass er die Bilder oder Fotos, die er nicht sofort finden konnte bis zum nächsten Mal suchen würde. Ich notierte mir, für noch fehlende Karten in meinem Entwurf Platz einzurechnen. Ich schrieb ihm die jeweiligen Orts- oder Situationsnamen dazu auf. Am Ende hatte er so eine Liste mit den noch benötigten Bildern, die Herr R. sofort suchen wollte:

„Das richte ich hin, ich hab' heut Zeit, das kann ich gleich machen – ich geh' einfach nicht zum Spielen heut!“

Herr R. würde dafür also sogar auf seinen Spieleabend verzichten, am dem er sonst gerne teilnimmt, was die große Bedeutung der Biografiearbeit für ihn zeigt.

Aus der ersten Zeit im Waisenhaus besitzt Herr R. ein Album mit Bildern, das damals alle Kinder bekamen. Viele Bilder darin haben für Herrn R. persönlich keine besondere Bedeutung. Ein Bild seiner dortigen Pflegemutter wollte er deshalb aus diesem Album entfernen und im neuen Heft einkleben. Im Gespräch vereinbarten wir dann jedoch, dass ich bis zum nächsten Mal eine Kopie davon anfertigen würde, um keine Lücken in einem der Alben entstehen zu lassen.

Zwischendurch wurde das Gespräch über sein Leben von 1947-1960 oft durch weitere Ereignisse und Erzählungen aus seinem Leben unterbrochen. Hier musste ich lernen, ihn behutsam wieder auf das eigentliche Thema zurückzuführen, was sich manchmal als sehr schwierig herausstellte. Herr R. holte stapelweise Fotos und Postkarten, die auf dem Tisch und dem nebenstehenden Sofa ausgebreitet wurden. Diese erscheinen vollständig ungeordnet. Der Anblick von zum Beispiel bestimmten Orten und Situationen ließ viele weitere Erinnerungen aufkommen, von denen er erzählen wollte. Dies bestärkte oben erwähntes Abschweifen. Waren es Ereignisse, die in den Zeitraum bis 1960 passten, schrieb ich diese sofort mit. Zusätzlich fielen ihm während der Erzählungen oft Bilder ein, die er einmal besessen hatte und von denen er den ungefähren Platz wusste. Das hatte nicht selten zur Folge, dass er aufgeregt vom Tisch aufstand, um diese zu suchen (Abb. 7) und dabei neue Stapel entdeckte, die wiederum andere Erinnerungen auslösten, wodurch das eigentliches Anliegen wieder in Vergessenheit geriet. Hier war es meine Aufgabe, ihn wieder zum ursprünglichen Thema zurückzuführen.

Abb. 7

Ergänzt wurden die „normalen“ Stationen eines Lebens, wie zum Beispiel die Schule, mit Erlebnissen von zum Beispiel Ausflügen und Schullandheimen. Zu jedem Ereignis wurde - wenn möglich - mindestens ein visuelles Erinnerungsstück gesucht. Dabei zeigte mir Herr R. auch die Zeugnisse aus seiner Schulzeit; auf dieses Dokument legt Herr R. sehr viel Wert. Das Angebot, diese Zeugnisse auch zu kopieren und in das Heft zu kleben, lehnte Herr R. jedoch ab. Genauer begründen konnte er diese Ablehnung jedoch nicht. Vielleicht wollte er mir dieses wichtige Dokument auch einfach nicht mitgeben. Für ihn war es aber sehr wichtig, dass der letzte Satz des Zeugnisses „ H. R. ist seit 27. September 1960 durch ärztliches Zeugnis vom Schulbesuch befreit.“ auch die letzte Seite des Heftes darstellen sollte:

„Das muss dann da auch rein, ja, das ja, ganz am Ende muss das rein!“

Aus der Schulzeit kann sich Herr R. noch an viele Ausflüge, Orte, Sehenswürdigkeiten und dort Erlebtes erinnern, jedoch kaum noch an Freunde oder Lehrer. Eine einzige Lehrperson konnte er mit Namen benennen, ein Name eines Freundes oder Mitschülers fiel ihm dagegen nicht ein. Hier zeigt sich, dass Ausflüge und ähnliches vermutlich schon immer einen großen Stellenwert bei Herrn R. einnahmen.

Herr R. ließ sich jedoch auch das Geschriebene immer wieder vorlesen – er kann zwar das meiste selbstständig lesen, dies ging ihm aber zu langsam. Für ihn war es aber wichtig, dass tatsächlich Kommentare in schriftlicher Form verfasst wurden. Was ich aufschrieb, beobachtete Herr R. sehr genau. Strich ich etwas durch, vergewisserte er sich stets durch Nachfragen, ob nicht etwa etwas Richtiges beziehungsweise Wichtiges weggestrichen wurde. Meinen Vorschlag, das Geschriebene zusätzlich durch kleine Bildchen zu verdeutlichen, lehnte er ab:

„Ne, das muss ja nicht, ne, will ich nicht. Die können das dann schon lesen, ne, das nicht.“.

Für ihn steht hier wohl im Vordergrund, dass er das Buch anderen Menschen zeigen möchte. Er hält es für Menschen ohne Behinderung nicht für notwendig eine zusätzliche Verdeutlichung einzubringen.

In den folgenden 2,5 Stunden erzählte Herr R. viel. Herr R. wollte keine einzige Pause machen, obwohl ich ihn mehrmals darauf hinwies, dass das jederzeit möglich sei – je weiter das Gespräch fortschritt, desto mehr detaillierte Erinnerungen und Daten kamen zum Vorschein.

Manchmal ging es hierbei ein bisschen durcheinander, manche Stationen erwähnte er beim Erzählen, beim nächsten Mal nicht mehr. Von manchen Erlebnissen begann er zu erzählen, kam aber dann vom Thema ab und schloss seine Erzählung nicht ab. Mit vielen Nachfragen konnte aber eine grobe Reihenfolge erarbeitet werden.

Positiv war, dass ein klares Ziel vereinbart worden war (vgl. LINDMEIER 2008, S. 87ff) und dies auch, durch das Heft mit der Überschrift 1947-1960, deutlich sichtbar gemacht werden konnte. Meiner Meinung nach fiel es Herrn R. deshalb leichter, zu akzeptieren, dass nicht die gesamte Lebensgeschichte aufgearbeitet werden konnte.

Herr R. war insgesamt sehr motiviert; man merkte ihm richtig an, wie viel Freude ihm die gemeinsame Arbeit machte und dass dies wirklich ein wichtiger Wunsch für ihn ist:

„Das nehm’ ich dann überall hin mit, falls ich mal wieder auszieh’!“.

Ebenfalls bestätigte sich hier, dass durch das Arbeiten mit und an der Lebensgeschichte, dem Einzelnen Aufmerksamkeit und Anerkennung geschenkt wird. Ich hatte das Gefühl, dass Herr R. sehr gerne von seinem Leben erzählt, und auch in allen Bereichen sehr offen ist. Hier bestätigt sich die auch bei RUHE (2007, S.12)

aufgeführte Kommunikationsdimension der Biografiearbeit. Er schien es wirklich zu genießen, dass eine einzige Person sich für längere Zeit voll und ganz für ihn und seine Lebensgeschichte interessiert und ein ausführliches Gespräch mit ihm darüber führt.

Außerdem kamen Ereignisse zum Vorschein, für die sich Herr R. schämt. Ich hatte das Gefühl, dass er nicht gerne darüber spricht und nicht näher dazu befragt werden will. Das Thema versuchte ich in der Folgezeit zu vermeiden. Auf Kommentare, die im Bezug zu diesem Thema standen, ging ich nicht weiter ein.

Bei LINDMEIER (2008, S. 63f, 80f) wird mehrmals betont, dass es wichtig ist, einen richtigen Abschluss des Treffens zu gestalten, damit der Teilnehmer in die Gegenwart zurückgeholt wird und eventuell aufgetauchte negative Gefühle abgemindert werden. Dies bestätigte sich bei Herrn R. Als wir unsere Arbeit soweit beendet hatten, wollte Herr R. gar nicht aufhören, von seiner Vergangenheit zu erzählen, was durch die vielen Karten und Andenken in seinem Zimmer verstärkt wurde. Am liebsten hätte er mir jede einzelne Karte gezeigt und davon erzählt. Um besser abschließen zu können, schlug ich Herrn R. vor, den Aufenthaltsraum aufzusuchen, um dort gemeinsam noch einen Kaffee zu trinken, womit Herr R. einverstanden war. Der große Raum ohne zahlreiche persönliche Erinnerungen half dabei, Herrn R. wieder in die Gegenwart zurückzuführen. Es entwickelte sich nach einiger Zeit ein angenehmes Gespräch über allgemeine Themen, was einen guten Abschluss für das gemeinsame Arbeiten an diesem Tage darstellte.

Nachdem schließlich ein neuer Termin vereinbart worden war, ging Herr R. wieder nach oben in sein Zimmer.

2.4 Zwischenplanung

Herr R. hatte mir gestattet, die ausgewählten Bilder und Fotos mit nach Hause zu nehmen. Ich versuchte daraufhin, diese in die richtige Reihenfolge und meine Notizen in eine verständliche Form und Sprache zu bringen. Dafür ordnete ich die Notizen den Bildern zu, formulierte sie in kurzen Sätzen und schrieb diese mit Bleistift in das Heft, wobei ich immer eine Überschrift mit dem entsprechenden Datum wählte. Für die Bilder ließ ich entsprechend Platz. Meine Klebezettel leisteten mir hierbei gute Dienste – es wäre mir wahrscheinlich sonst nicht mehr möglich gewesen, die Bilder korrekt zuzuordnen. Ich nummerierte die einzelnen Fotos und Bilder durch, um die richtige Reihenfolge wieder erstellen zu können.

Ich besorgte einen braunen Umschlag und einige verschieden dicke und farbige Stifte, mit denen ich das Heft mit Herrn R. zusammen ansprechend gestalten wollte. Zwei

Bilder kopierte ich.

Geplant war nun, Herrn R. jeweils vorzulesen und vorzustellen, was ich zu dem jeweiligen Datum geschrieben hatte, dieses mit ihm abzuklären und nach Wunsch von Herrn R. die passenden Bilder aufzukleben. Dabei wollte ich jeweils nach weiteren Erinnerungen zu den bestimmten Daten fragen, um die Erinnerungen zu vertiefen.

Obwohl Herr R. die Idee, zusätzliche Bilder zu den Sätzen zu kleben, abgelehnt hatte, bereitete ich ein paar dieser kleinen Bildchen vor. So hatte Herr R. zum Beispiel erzählt, dass er einmal Rübengesichter hergestellt hätte. Um die so aufgeschriebene Situation zu verdeutlichen, suchte ich ein Bild einer ausgehöhlten und geformten Rübe. Für das Erstellen dieser Bildchen, obgleich Herr R. diesen Vorschlag abgelehnt hatte, entschied ich mich, weil mir nicht klar geworden war, ob Herr R. die Idee aus Missfallen abgelehnt hatte, oder ob er sich keine klare Vorstellung davon machen konnte.

So vorbereitet, suchte ich Herrn R. ein weiteres Mal auf.

2.5 Durchführung Teil II

Wie beim letzten Mal holte ich Herrn R. in der Werkstatt ab. Wir gingen anschließend erneut in sein Zimmer und richteten den Tisch wieder für die Arbeit her.

Ich erklärte Herrn R. das geplante Vorgehen, gegen das er keine Einwände hatte. Der besorgte Umschlag gefiel ihm ebenfalls:

„Der ist schön, ja, das ist prima.“.

Er wollte daraufhin sofort seinen Namen darauf festhalten:

„Da schreiben Sie aber mal rein, jetzt den Namen da drauf!“.

Gegen den Vorschlag die Schrift schwarz und bunt zu gestalten, hatte Herr R. konkrete Einwände:

„Die Dinger sind schlecht – wissen Sie warum? […] Wenn da mal was nass wird, dann geht’s weg, wie das dann aussieht, das verläuft dann alles. […] Beim Kuli nicht.“.

In der Folge zeigte ich ihm die erste Seite des Heftes, auf die ich in sehr großen Ziffern 1947 bis 1960 geschrieben hatte, um auf den Inhalt dieses Heftes hinzuweisen.

Die nächste Seite begann dann mit Jahreszahl, Geburtsdatum, Geburtsort und einem Bild dieses Ortes. Herr R. war einverstanden:

„So machen wir’s, ja, das ist gut, das muss da hin.“.

Dabei fiel ihm aber ein, dass er noch mehr Bilder seines Geburtsorts habe, von denen er aber nicht mehr genau wusste, wo sie aufbewahrt wurden. Da ich nicht näher darauf einging, vergaß Herr R. diese auch schnell wieder.

Wie bereits beim ersten Gespräch erwähnt, wollte Herr R. nicht selbst schreiben. Auch die Idee, das bereits Geschriebene nachzufahren oder die Fotoecken an die Bilder zu

stecken und diese einzukleben, lehnte er ab:

„Das können Sie besser.“

Gründe hierfür sind in einer gewissen Bequemlichkeit, aber bestimmt auch unter ästhetischen Gesichtspunkten zu sehen. Herr R. ist sich bewusst, dass er vielleicht nicht so genau und ordentlich schreibt; seine Lebensgeschichte soll aber in einer ordentlichen und schönen Art und Weise festgehalten werden. So war es ihm zum Beispiel auch wichtig, dass das Wegradieren der Bleistiftvorschrift nicht sofort stattfand, sondern wir einige Zeit verstreichen ließen, damit die Gefahr, das Geschriebene zu verschmieren, nicht mehr bestand.

Ich sprach mit Herrn R. die möglichen Erklärungen zu den Bildern immer mehrmals durch – teilweise kamen von ihm auch weitere Anregungen und Ideen. Las ich zu schnell oder sollte ich etwas wiederholen, teilte mir Herr R. das sofort mit. Sobald ich etwas mit Kugelschreiber richtig eingetragen hatte, erkundigte sich Herr R. nach dem genauen Wortlaut, um sich zu vergewissern, dass das Geschriebene auch korrekt ist. Auch dazu, wo die Erklärungen zu den Bildern stehen und in welcher Reihenfolge die Bilder eingeklebt werden sollten, hatte Herr R. eine klare Meinung. Wir änderten in der Folge den Ort einiger Sätze und Bilder, die seiner Meinung nach zu weit unten oder oben platziert waren.

Auch bei den Jahreszahlen der Überschriften zeigte sich, dass ihm eine wirklich korrekte Angabe sehr wichtig ist – etwas schwierig gestaltete sich das zum Beispiel beim genauen Festlegen seiner Zeit im Kinderkrankenhaus:

„Ob das da war!? Ich weiß nicht genau, ob das 1948 war, ganz fest weiß ich das nicht – was machen wir da?“.

Er erzählte, dass ihm seine Pflegemutter erzählt habe, wie sie ihn dort abholte. Weitere Informationen dazu hat Herr R. nicht. Wir einigten uns schließlich darauf, es bei der angegebenen Jahreszahl zu belassen. Trotzdem beschäftigte ihn das Thema noch einige Zeit lang weiter – immer wieder begann er zu rechnen, um die Stationen in eine stimmige Reihenfolge zu bringen:

„Wenn man gut denkt, 47 bin ich geboren…48…49…meine Pflegemutter, zu der bin ich erst später […] da war ich älter als 1,5 Jahre…stimmt das dann?“.

Ab dem Kindergartenbesuch fragte ich Herrn R. zu jeder neuen Station nach weiteren Erlebnissen. Anfangs kamen daraufhin nicht viele neue Erinnerungen hoch, was wahrscheinlich auf sein geringes damaliges Alter zurückzuführen ist. Nach einiger Zeit änderte sich dies deutlich: je mehr er erzählte, desto mehr zusätzliche Ereignisse fielen ihm ein. Ein Lied, das gesungen wurde und das er mir anschließend vorsang, löste weitere Erinnerungen aus – ich war erstaunt, wie viele und detaillierte Erinnerungen Herr R. von dieser doch noch sehr frühen Zeit hat. So kamen zum Beispiel, als er von

seiner Schulzeit erzählte, Erinnerungen daran auf, wie er sich in der Schule fühlte: alles ging zu schnell, er kam nicht mit, die Lehrer ließen ihm nicht genügend Zeit.

Bei Ausflügen und Urlauben kamen sogar verstärkt immer mehr einzelne Gedankenfragmente auf; je mehr aufgeschrieben und erinnert wurde, desto detaillierter und zahlreicher wurden die Erinnerungen. Zu seinem ersten Urlaub 1953 hatte er beispielsweise das letzte Mal von keinen weiteren Erinnerungen mehr erzählt – an diesem Termin kamen dann doch einige zum Vorschein:

„Da kann ich mich noch gut dran erinnern, ja!“, die unter die entsprechenden Bilder geschrieben wurden (Abb. 8 und Abb. 9).Hilfreich dabei war, dass eine Grobstruktur bereits vorhanden war und ich so die Erinnerungen zu bereits genannten wichtigen Ereignisse anstoßen konnte.

Meiner Meinung nach wären bei nochmaligem Aufgreifen auch noch weitere Erinnerungen aufgetaucht und hätten ein noch vollständigeres Bild seines Lebens ermöglicht. Manchmal kamen auch zu einem späteren Zeitpunkt weitere Erinnerungen zu schon „abgeschlossenen“ Situationen auf. Über jede Erinnerung schien sich Herr R. zu freuen und richtiggehend stolz darauf zu sein. Da genug freier Platz vorhanden war, konnte das Heft in

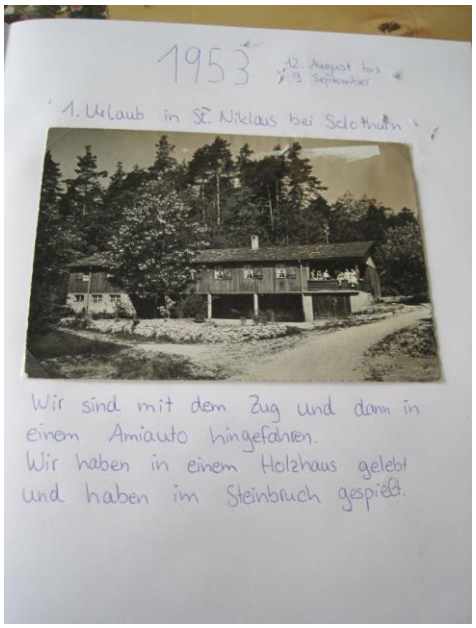
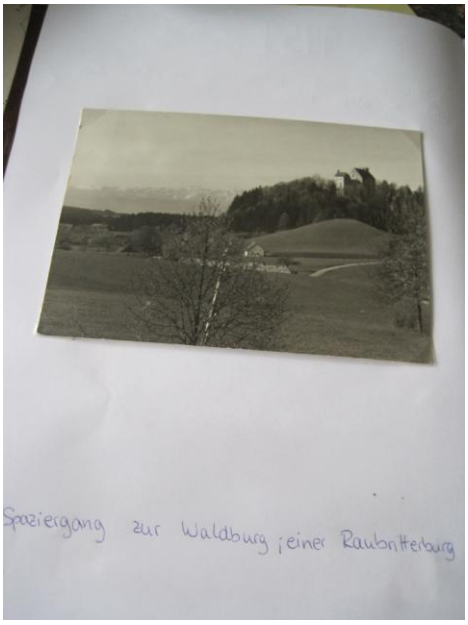
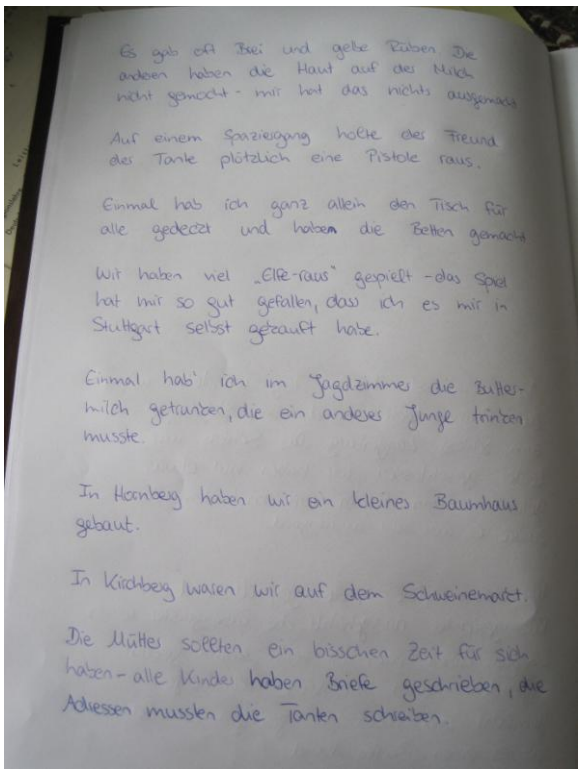


Abb. 8 und Abb. 9



den meisten Fällen recht gut mit den neuen Erinnerungen ergänzt werden.

In noch beeindruckenderer Weise gestaltete sich das Erinnern beim ersten Schullandheimaufenthalt. Zu einigen ersten wenigen Erinnerungen kamen immer mehr hinzu; letztendlich waren es fast zwei Seiten neuer Erinnerungen, die in schriftlicher Form festgehalten werden sollten (Abb. 10). Hier zeigte ich ihm auch die mitgebrachten Bildchen zur Verdeutlichung, zum Beispiel das Rübengesicht. Nach wie vor war Herr R. davon jedoch nicht begeistert, er entschied sich klar dagegen.


Es gab oft Brei und gelbe Rüben. Die
anderen haben die Haut auf der Milch
nicht gemocht - mir hat das nichts ausgemacht.

Auf einem Spaziergang holte der Freund
der Tante plötzlich eine Pistole raus.

Einmal hab ich ganz allein den Tisch für
alle gedeckt und haben die Betten gemacht.

Wir haben viel „Elfe-raus" gespielt - das Spiel
hat mir so gut gefallen, dass ich es mir in
Stuttgart selbst gekauft habe.

Einmal hab' ich im Jagdzimmer die Buttermilch getrunken, die ein anderes Junge trinken
musste.

In Hornberg haben wir ein kleines Baumhaus
gebaut.

In Kirchberg waren wir auf dem Schweinemarkt.

Die Mütter sollten ein bisschen Zeit für sich
haben - alle Kinder haben Briefe geschrieben, die
Adressen mussten die Tanten schreiben.

Abb. 10

Öfters nannte er den Wunsch, die Orte, von denen er erzählte, nochmals aufzusuchen, um zum Beispiel auch neue Fotos machen zu können:

„Ich würd' auch gern wieder mal ´naus fahren, und dann ein neues Foto da rein.".

Hierbei fragte er mich erneut, ob ich nicht ein eigenes Auto habe.

Ereignisse, auf die Herr R. stolz ist, wie zum Beispiel, dass er alleine das Schwimmen gelernt hat, waren ihm besonders wichtig:

„Das muss da rein, dass ich das alleine geschafft hab; das hat mir niemand gelernt. Das wär' mir schon wichtig!".

Ich war gespannt, ob Herr R. die noch fehlenden Bilder gefunden haben würde. Zwei der noch fehlenden Bilder hatte er tatsächlich gesucht und gefunden. Auch von den anderen behauptete er, sie gefunden zu haben, konnte sie aber auf die Schnelle erneut nicht wiederfinden. Im Laufe des Treffens ergaben sich weitere Ausflüge, die Herr R. mit Postkarten ergänzen wollte.

Anfangs wollte ich vermeiden, ihm die Namen weiterer fehlender Bilder zum Vervollständigen aufzuschreiben und im Heft entsprechende Lücken zum Einkleben vorzusehen, weil ich LINDMEIERs (2008, S. 99) Hinweis im Hinterkopf hatte, die Dokumentation am Ende der Biografiearbeit immer fertig zu stellen. Da es ihm jedoch wirklich wichtig zu sein schien, änderte ich meine Meinung – das Heft sollte schließlich nach seinen Wünschen gestaltet werden. Wir einigten uns darauf, dass ich einige Fotoecken dalassen würde. Er nannte den Namen einer Mitarbeiterin, die er um Hilfe

fragen könnte. Außerdem wollte ich, wenn ich einige entwickelte Fotos vorbeibringen würde, nochmals nach dem Heft schauen und gegebenenfalls fehlende Karten einkleben.

Wie beim letzten Mal ließ sich Herr R. stark von anderen Bildern ablenken. Wieder war es hier meine Aufgabe, ihn wieder auf das eigentliche Thema zu bringen und ihn nicht zu sehr abschweifen zu lassen. Trotzdem war Herr R. im Allgemeinen sehr konzentriert und motiviert. Wieder wollte er keine einzige Pause machen, wir stärkten uns aber zwischendurch mit Schokolade. Insgesamt arbeiteten wir über vier Stunden an der Gestaltung des Hefts, um es abschließen zu können.

Zum Schluss konnte Herr R. das gesamte Heft durchblättern (Abb. 11), was ihm großes Vergnügen zu bereiten schien:

„Ha, das ist schön, ja […] und guck' mal: das ist das Bild und hier […] und jetzt kommt das Schullandheim…".

Abb. 11

Ich hatte das Gefühl, das ihm das Heft gut gefällt und er mit dem Ergebnis zufrieden ist. Er bedankte sich mehrmals bei mir, was mir wiederum die große Bedeutung, die das Arbeiten für ihn hatte, zeigte.

Um einen geeigneten Abschluss der Arbeit zu erreichen und Herrn R. wiederum in die Gegenwart zurückzuholen, ergab sich zufällig eine gute Möglichkeit. Herr R. wollte zum Einkaufen gehen, ich hatte dieselbe Absicht. Daraufhin beschlossen wir, gemeinsam zum Aldi zu gehen. Durch den kurzen Spaziergang an der frischen Luft und die Unterhaltung über benötigte Nahrungsmittel konnte sich Herr R. meiner Meinung nach gut aus der Vergangenheit lösen.

2.6 Ergebnis, Ausblick und Reflexion

2.6.1 Ergebnis und Ausblick

An den zwei Terminen entstand ein Album über die Lebensgeschichte von Herrn R. von 1947 bis 1960 auf circa 30 Seiten. Darin sind Stationen und Erlebnisse von der Geburt bis zum Schulaustritt aufgeschrieben, zusätzlich sind Fotos und Postkarten eingeklebt. Herr R. hat somit ein Kapitel seines Lebens „abgeschlossen“. Einige Seiten weisen Leerstellen auf, in die noch weitere Bilder eingeklebt werden sollen, was den guten Gesamteindruck insgesamt etwas schmälert. Ich werde jedoch versuchen, diese noch zu vervollständigen.

Eine Nachfolgerin, die die Arbeit fortsetzen kann, habe ich bisher noch nicht gefunden. Ansonsten wird eventuell die von Herrn R. erwähnte Mitarbeiterin der Bruderhausdiakonie die Biografiearbeit fortsetzen, was für Herrn R. sehr wichtig wäre.

2.6.2 Reflexion

Einige Interpretationen hierzu finden sich schon in den Beschreibungen zu den Durchführungen; eine vollständige Trennung war nicht möglich, um zum Beispiel Entscheidungen erklären zu können. Hier sollen noch einige allgemeine zusätzliche Gedanken aufgeführt werden.

Größtenteils habe ich mich bei der Arbeit mit Herrn R. wohlgefühlt, seine offene Art und seine Kommunkationsbereitschaft und –fähigkeit erleichterten das Gespräch und die Arbeit sehr. Die Gespräche mit ihm waren auch für mich sehr beeindruckend und interessant.

Im Nachhinein würde ich über die Arbeit an Herrn R.s Lebensgeschichte sagen, dass ich mir dafür noch mehr Zeit hätte lassen sollen; beim Anhören der Gespräche fiel mir auf, dass ich manchmal zu schnell über Gedankenfragmente hinweggegangen bin und teilweise etwas ungeduldig wirkte. Weiteres Nachfragen wäre nötig - vielleicht wäre auch ein weiterer ausführlicher Termin sinnvoll gewesen.

Manchmal hatte ich Schwierigkeiten damit, Herrn R. wieder auf das eigentliche Thema zu bringen, wenn er von anderen späteren Ereignissen erzählte. Mein Problem war hier, dass ich ihn nicht direkt unterbrechen und nicht unhöflich sein wollte, gleichzeitig aber doch das Gespräch darüber abbrechen oder zumindest kurz halten wollte, da Herr R. ansonsten wirklich sehr lange erzählen kann. Auch wenn Herr R. aufsprang, um nach den dazugehörigen Bildern zu suchen, gelang es mir nicht immer, ihn davon abzuhalten. Da ich nicht wusste, wie ich diese Situationen lösen sollte, war ich in diesen Situationen teilweise etwas überfordert.

In manchen Situationen fiel es mir schwer, Herrn R.s eigene Meinung und seine

Entscheidungen zu akzeptieren. Zum Beispiel war ich von der Idee, die kleinen Bildchen zu den Sätzen zu kleben, überzeugt und begeistert. Hier musste ich mich wirklich zurückhalten, ihn nicht mit aller Macht davon überzeugen zu wollen.

In der Arbeit mit Herrn R. war ich sehr oft wirklich verblüfft, an wie viele Situationen und Details sich Herr R. noch erinnert. Wenn ich an meine eigene Kindheit oder Schulzeit denke, sind da teilweise sogar weniger Erinnerungen vorhanden. Auch, dass er ein doch so klares Bild von der Abfolge der Ereignisse hat und manchmal sogar auf den Tag genau An- und Abreisedatum benennen kann, beeindruckte mich.

Dass Biografiearbeit ein wichtiger Bereich ist, wurde mir durch die Arbeit mit Herrn R. viel bewusster als dies beim Lesen der theoretischen Texte der Fall war. Lebensgeschichte wird dadurch sichtbar und erfahrbar; Biografiearbeit gibt Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit, die Entwicklung ihres Lebens zu reflektieren und Erinnerungen zu durchleuchten. Bei der Biografiearbeit erfahren sie Anerkennung. Die Dokumentation ermöglicht ihnen, auch bei vielleicht erschwerten Kommunikationsfähigkeiten, Stationen und Erlebnisse ihres Lebens anderen Menschen zugänglich zu machen.

Der von LINDMEIER (2008, S. 79) ideale Zeitrahmen von 20-60 Minuten bestätigte sich bei der Arbeit mit Herrn R. nicht. Hätten wir das Arbeiten beim ersten Termin nach spätestens einer Stunde beendet, wäre das Ergebnis nicht befriedigend gewesen; zu viele offene Fragen wären geblieben. Es wäre mir nicht möglich gewesen, einen zumindest groben, ersten Überblick zu erhalten. Beim nächsten Mal wären wichtige Erinnerungen vielleicht schon wieder vergessen gewesen.

Bei Durchführung II war die Dauer von über vier Stunden im Nachhinein tatsächlich zu lang – es war zum Schluss hin doch sehr anstrengend - die Zeitdauer von 20-60 Minuten wäre meiner Meinung nach jedoch wieder zu kurz gewesen. Vielleicht wäre es hier sinnvoll gewesen, nur etwa die Hälfte des Albums zu erarbeiten und für die zweite Hälfte einen neuen Termin zu vereinbaren.

Zustimmen würde ich LINDMEIER (2008, S. 99) darin, dass die Dokumentation abgeschlossen sein sollte, wenn das gemeinsame Arbeiten beendet ist. Die vorhandenen Lücken im Heft hinterließen einen negativen Nachgeschmack – ich werde darauf achten, dass die fehlenden Postkarten noch eingeklebt werden. Ob Herr R. die fehlenden Karten ansonsten selbstständig einkleben kann oder nach Hilfe fragt, kann ich nicht einschätzen.

Die im Theorieteil aufgeführten Möglichkeiten und Ziele der Biografiearbeit und die an die Moderatoren gestellten Anforderungen konnten in der Arbeit mit Herrn R. zu einem großen Teil wiedergefunden werden.

Auch die Hinweise zur Durchführung waren hilfreich. Methodische Anregungen

konnten bei der Arbeit mit Herrn R. eher weniger genutzt werden, da Herr R. sehr konkrete Vorstellungen hatte und von sich aus viel erzählen kann; Anregungen zum Erzählen bekam er durch die vorhanden Postkarten meist von selbst. Dass Dokumente das Erinnern verstärken, bestätigte sich bei Herrn R. zum Beispiel beim Betrachten seiner Zeugnisse. Von meiner Seite aus wurden fast ausschließlich impulsgebende Fragen und Fragen zur Verdeutlichung gestellt.

Ich hatte durchgängig das Gefühl, dass Herrn R. das Aufschreiben seiner Lebensgeschichte wirklich sehr wichtig ist. Das Arbeiten bereitete ihm viel Freude und das Ergebnis erfüllte ihn mit einem gewissen Stolz. Das Bedürfnis nach Identität und Kontinuität kann in der Arbeit mit der eigenen Lebensgeschichte meiner Meinung nach sehr gut erfüllt werden und somit zu einer verbesserten Lebenszufriedenheit beitragen.

3. Fazit

Ältere Menschen mit geistiger Behinderung haben sehr wohl eigene Wünsche und Bedürfnisse, denen Rechnung getragen werden sollte.

Betrachtet man MASLOWS Bedürfnishierarchie, dann wird deutlich, dass bei Herrn R. die grundlegenden Bedürfnisse nicht alle erfüllt sind. Manche von ihm geäußerten Wünsche sind nicht eindeutig den fünf Stufen zuzuordnen. Die physiologischen Bedürfnisse und die Sicherheitsbedürfnisse sind sicherlich meistens befriedigt, doch schon auf der dritten Stufe treten hier Zweifel auf: Bedürfnisse in Bezug auf Familie, Freunde, Partnerschaft werden bei (älteren) Menschen mit geistiger Behinderung oft nicht in ausreichendem Maße befriedigt. Dies gilt auch für das Bedürfnis nach Achtung und Selbstbestimmung.

Die von Herrn R. geäußerten Wünsche und Bedürfnisse sind sicherlich auch bei anderen älteren Menschen mit geistiger Behinderung wiederzufinden.

Die von meinem „Fallbeispiel“ aufgeführten Wünsche erscheinen mir zu einem sehr großen Teil nachvollziehbar und verständlich. Wenn eine gesteigerte Lebensqualität und Lebenszufriedenheit erreicht werden soll, muss auf die Wünsche und Bedürfnisse der älteren Menschen mit geistiger Behinderung eingegangen werden. Dafür müssen diese jedoch individuell erst herausgefunden werden, was zum Teil mit viel Arbeit und einem hohen Zeitaufwand verbunden sein kann. Auch die Umsetzung einiger dieser Bedürfnisse, kann einen hohen Aufwand verursachen. Lohnenswert erscheint mir dies trotzdem – das Wohlbefinden auch dieser Generation sollte im Vordergrund stehen und es sollte ihr ein glückliches Leben ermöglicht werden. Um jedoch immer individuell auf jeden einzelnen eingehen zu können, sind ganz andere, neue Konzepte erforderlich. Trotzdem sollte immer im Vordergrund stehen, dass dem (älteren) Menschen mit geistiger Behinderung stets eine größtmögliche Selbstständigkeit und Selbstbestimmung ermöglicht wird, um sein Leben nach seinen Vorstellungen, nach seinen Wünschen und Bedürfnissen, leben zu können. Älteren Menschen mit einer geistigen Behinderung muss somit auch das Recht eingeräumt werden, Wünsche und Bedürfnisse zu äußern.

Die gesellschaftlichen, oft defizitären Sichtweisen auf Alter im Allgemeinen, die für ältere Menschen mit geistiger Behinderung noch verstärkt herrschen, müssen einer positiveren Sichtweise weichen, die die Lebensphase Alter als Chance begreift und als Lebensphase, die individuell möglichst zufrieden stellend und selbstbestimmt gelebt werden sollte. Denn auch für ältere Menschen mit geistiger Behinderung gilt:

„Wer Alter gleichsetzt mit Passivität und Abbau von Fähigkeiten, hat ein falsches Bild vom Altwerden und Altsein. Die schöpferischen Impulse in jedem Menschen sind nicht an die Lebensjahre gebunden.“ (Hannelore Rösch)

Direktes Literaturverzeichnis

- Bader, I.(1986): Alte und geistig behinderte Menschen im Heim. Lebensgeschichte, Bedürfnisse und Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung im Alter. In: Geistige Behinderung 4. S. 271- 280.
- Bleeksma, M.(1998): Mit geistiger Behinderung alt werden. Weinheim und Basel.
- Breucker, T.(2007): Erwerb und Transfer von Alltagsstrategien im Umgang mit Geld. Unterrichtspraktische Erprobung und Evaluation eines Simulationstrainings für Schülerinnen und Schüler mit geistiger Behinderung. München.
- Bruckmüller, M.(1992): Begleitung und Förderung behinderter Menschen im Alter. In: Rapp, N./ Strubel, W.(Hrsg.): Behinderte Menschen im Alter. Freiburg im Breisgau. S. 69- 85.
- Buchka, M.(2003): Ältere Menschen mit geistiger Behinderung. Bildung, Begleitung, Sozialtherapie. München.
- Buschmann, U.-W.(1992): Die Gestaltung einer eigenen Altersidentität bei behinderten Menschen. In: Rapp, N./ Strubel, W.(Hrsg.): Behinderte Menschen im Alter. Freiburg im Breisgau. S. 216-223.
- Cramer, H.(2006): Werkstätten für behinderte Menschen. SGB-Werkstättenrecht, WerkstättenVO, Werkstätten-MitwirkungsVO. 4. Auflage. München.
- Doose, S.(2000): I want my dream! Persönliche Zukunftsplanung - Neue Perspektiven und Methoden einer individuellen Hilfeplanung mit Menschen mit Behinderungen. 5. Auflage. Hamburg.
- Ern, M.(1992): Wege der Annäherung an die Lebenssituation von älterwerdenden und alten Menschen mit geistiger Behinderung. Mainz.
- Fischer, D.(1988): Identität und Lebensgeschichte. Die Lebensgeschichte und ihre Bedeutung für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen. In: Zur Orientierung. H. 4. S. 4-8.
- Graf, E.O.(2007): Arbeit und ihr Verlust. Die Probleme der „anderen“ sind unsere eigenen. In: Behinderte Menschen 30, H. 3/4. S.48-57.
- Grampp. G.(2000): Selbstverwirklichung im sinnhaften Tätigsein. Die Bedeutung von Arbeit in der Werkstatt für Behinderte aus pädagogisch-anthropologischer Sicht. In: Geistige Behinderung 4, S.324-333.
- Gronemeyer, M.(2002): Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit. Darmstadt.

- Havemann, M./ Stöppler, R.(2010): Altern mit geistiger Behinderung. Grundlagen und Perspektiven für Begleitung, Bildung und Rehabilitation. 2. Auflage. Stuttgart.
- Hermann, G.(1992): Die Lebensgeschichte - Hilfe für Mitarbeiter. In: Rapp, N./ Strubel, W.(Hrsg.): Behinderte Menschen im Alter. Freiburg im Breisgau. S. 211-215.
- Leyhausen, P.(1978): Wunsch und Bedürfnis aus der Sicht der Verhaltensforschung. In: Moser,S./ Ropohl.G./ Zimmerli,C.(Hrsg.): Die „wahren“ Bedürfnisse oder: wissen wir, was wir brauchen? Basel. S. 35-50.
- Lindmeier, C.(2008): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. 3. Auflage. Weinheim und München
- Maslow, A. H.(1977): Motivation und Persönlichkeit. Olten.
- Opaschowski, H.W.(1998): Leben zwischen Muß und Mußе. Die ältere Generation: Gestern. Heute. Morgen. Hamburg.
- Redlich, T.(1992): Betreuungsmodelle in Werkstatt und Wohnheim für ältere behinderte Menschen. In: Rapp, N./ Strubel, W.(Hrsg.): Behinderte Menschen im Alter. Freiburg im Breisgau. S. 110-118.
- Ruhe, H.-G.(2007): Methoden der Biografiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen. 3. Auflage. Weinheim und München.
- Schmölders, G.(1987): Bedürfnis und Bedarf. In: Moser,S./ Ropohl.G./ Zimmerli,C.(Hrsg.): Die „wahren" Bedürfnisse oder: wissen wir, was wir brauchen? Basel. S. 99-110.
- Schwarte, N./ Oberste-Ufer, R.(1997): LEWO. Marburg.
- Skiba, A.(2003): Vorbereitung auf den Ruhestand bei geistiger Behinderung. In: Geistige Behinderung, 42. Jg. S. 50-57.
- Theunissen, G.(2002): Altenbildung und Behinderung. Impulse für die Arbeit mit Menschen, die als lern- und geistig behindert gelten. Bad Heilbrunn/ Obb.
- Theunissen, G./ Kulig, W./ Schirbort, K.(Hrsg.)(2007): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart.
- Tofahrn, K.(1998): Alter. Freizeit. Sport. Frankfurt am Main.
- Trost, R./ Metzler, H.(1995): Alternde und alte Menschen mit geistiger Behinderung in Baden-Württemberg. Zur Situation in Werkstätten für Behinderte und in Wohneinrichtungen. Stuttgart.

Indirektes Literaturverzeichnis

- Kamper, D.(Hrsg.): Über die Wünsche. Ein Versuch zur Archäologie der Subjektivität. München.
- Klingenberger, H.(1992): Ganzheitliche Geragogik. Bad Heilbrunn.
- Rüberg, R.(1991): Alter – Dimensionen und Aspekte. In: Trapman, H./ Hofmann, W./ Schäfer-Hagemeister, T./ Siemens, H.(Hrsg.): Das Alter. Dortmund.
- Schelbert, C./ Winter, B.(2001): Fachliche Leitlinien und Empfehlungen für Lebensräume älterer Menschen mit Behinderung. In: Hessisches Sozialministerium(Hrsg.): Entwicklungspsychologie. 3. Auflage. Weinheim.
- Schulze, M./ Havemann, M.(1998): Ausgewählte Aspekte der Lebenssituation alter Menschen mit einer geistigen Behinderung unter besonderer Berücksichtigung einer personenzentrierten Förderung als Möglichkeit einer strukturierten Vorbereitung auf den Übergang von der zweiten in die dritte Lebensphase. Fachbereich Sondererziehung und Rehabilitation, Dortmund.
- Senckel, B.(1994): Mit geistig Behinderten leben und arbeiten: Eine entwicklungspsychologische Einführung. München.
- Wilke, H.(1983): Perspektiven älter werdender und alter geistig behinderter Menschen. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V.(Hrsg.): Altwerden von Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg. S. 239-245.

Abbildungsverzeichnis der Bilder 5-11

Abb. 5 Postkartenstapel in Herrn R.s Zimmer

Abb. 6 Blick auf den Arbeitsplatz während der Biografiearbeit

Abb. 7 Herr R. beim Suchen von bestimmten Erinnerungsstücken

Abb. 8 Beispiel I einer fertigen Seite des Lebensgeschichteheftes

Abb. 9 Beispiel II einer fertigen Seite des Lebensgeschichteheftes

Abb. 10 nach und nach aufkommende Erinnerungen zu einer bestimmten Situation

Abb. 11 Herr R. beim Betrachten des (fast) fertigen Werks

Anhang: Leitfaden für das Gespräch mit Herrn R.

1. Zur Person

- Name
- Alter
- Schule / Beruf
- Typischer Tagesablauf

2. Einstellungen

- Was stellen Sie sich unter Alter vor? (→ Bilder zeigen)
- Wie ist es denn, wenn man alt ist? (Gibt es Sachen, die man dann besser / nicht mehr so gut kann? Woran merkt man, dass man alt ist?
- Sehen Sie sich selbst als alten Menschen? Warum / nicht?
- Wie alt möchten Sie werden?

3. Wohnen

- Wie, wo und mit wem wohnen Sie derzeit?
- Was ist Ihnen an Ihrer Wohnung besonders wichtig?
- Was würden Sie (gerne) ändern? Warum?
- Was gefällt Ihnen an Ihrer derzeitigen Situation gut / nicht so gut?
- Was stört Sie? Warum?
- Fühlen Sie sich derzeit wohl? Warum?
- Wo und wie würden Sie am liebsten Wohnen, wenn Sie freie Wahl hätten (evtl. Bsp. bringen)? Würden Sie gerne mitten in der Stadt wohnen? Oder in einer Wohngemeinschaft?
- Gibt es spezielle Pflichten/Dienste? Wie finden Sie diese?
- Haben Sie ein eigenes Zimmer? Haben Sie es selbst eingerichtet? Sind das Ihre eigenen Möbel? Was hätten Sie gern für ein Zimmer, wenn Sie freie Wahl hätten? Fehlt Ihnen hier etwas?
- Wollen Sie auch manchmal allein sein und Ihre Ruhe haben?

4. Arbeit

- Wo arbeiten Sie zur Zeit? Was machen Sie dort? Seit wann? Wie lange täglich?
- Fühlen Sie sich am Arbeitsplatz wohl?
- Was gefällt Ihnen an Ihrer Arbeit gut?

- Was gefällt Ihnen an Ihrer Arbeit nicht so gut? Was würden Sie gerne ändern? Gibt es etwas, das Sie besonders stört und das Sie ändern würden, wenn Sie könnten?
- Macht Ihnen Ihre Arbeit Spaß?
- Was ist Ihr Traumberuf, wenn Sie frei wählen dürften? Warum? Wo und was würden Sie am allerliebsten arbeiten?
- Freuen Sie sich auf die Rente? Wollen Sie sofort ganz mit der Arbeit aufhören (→ evtl. unterschiedliche Möglichkeiten aufzeigen)

5. Freizeit

- Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Was machen Sie besonders gern? Was macht Ihnen besonders viel Spaß?
- Welche Hobbies haben Sie? Für was interessieren Sie sich?
- Treffen Sie sich oft mit anderen Menschen? Mit wem und zu was? Wie ist das für Sie?
- Sind Sie oft alleine? Stört Sie das oder ist das in Ordnung für Sie?
- Gibt es etwas, das Sie in Ihrer Freizeit gerne mehr machen würden?
- Wenn Sie sich irgendetwas wünschen könnten…?
- Ist Ihnen oft langweilig? Warum und wann?
- Was mögen Sie in Ihrer Freizeit nicht so gerne?
- Für was geben Sie Ihr Geld aus? Gibt es etwas, das Sie gerne hätten, was Sie sich aber nicht kaufen können?
- Sind Sie oft draußen? Was machen Sie dort? Mit wem? Empfinden Sie das als positiv?
- Malen und basteln Sie gerne? Gehen Sie gern ins Kino/ in Konzerte/ ins Stadion? Machen Sie Sport? Würden Sie gerne mehr Sport treiben?
- Wie wollen Sie die Tage als Rentner verbringen? Freuen Sie sich auf die Rente?
- Haben Sie einen eigenen Fernseher? Wer entscheidet, was und wann geschaut wird?
- Haben Sie eine Partnerin? Hätten Sie gerne eine?

6. Allgemeines

- Was ist Ihnen an Ihrem Leben besonders wichtig?
- Haben Sie einen Traum?
- Haben Sie Angst, wenn Sie an Zukunft/ Alter denken? Vor was? Warum?

Versicherung

Hiermit versichere ich, dass die vorliegende Arbeit von mir selbstständig angefertigt, nur die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinne nach anderen Werken gegebenenfalls auch elektronischen Medien entnommen sind, durch Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht wurden. Entlehnungen aus dem Internet sind durch einen datierten Ausdruck belegt.

Reutlingen, den…….. Unterschrift:……